

**Hochschule in der StrukturKRISE
GEFAHR und CHANCE für die Beratung**

Tagungsbericht

ArGe

Frühjahrstagung der Arbeitsgemeinschaft der Studien-,
Studentinnen- und Studentenberatung in der Bundesrepublik Deutschland

26. Februar bis 1. März 1997

Allgemeine Studienberatung der Technischen Universität Berlin
Psychologisch-psychotherapeutische Beratungsstelle des Studentenwerks Berlin

Inhalt

Vorwort

Ansprachen zur Eröffnung der Tagung

Rosita Lohmann	5
Prof. Dr. Ulrich Steinmüller	7
Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Meyer	15
Prof. Dr. Klaus Dietz	21
Hans Jürgen Fink	26

Vorträge

Edward J. Danis, Ph.D. <i>Studienberatung in den USA - was können wir voneinander lernen?</i>	29
Josef Bernd Gutmann <i>Wieviel Spiel-Raum braucht die Beratung?</i>	34

Arbeitsgruppen

1. Hans-Werner Rückert, Johannes Nyc <i>Bye, bye sweet charity, hello profit-center? Die Zukunft universitärer Beratungsstellen</i>	42
2. Dr. Michael Winteroll <i>Beratung ohne Berater - Selbstinformationsmöglichkeiten in der Studienberatung</i>	43
3. Renate Schwan, Peter Schott-Milde <i>Dem Berater geht zur Hand ein gut geschulter Praktikant Das PraktikantInnen-Projekt in Münster</i>	50
4. Dr. Friedrich-Wilhelm Mollenhauer, Konrad Fleckenstein <i>Die Darstellung der Studienberatung im Internet</i>	54
5. Jan Bock, Stefan Prange <i>Studieninformationsangebote der Zentralen Studienberatungsstellen im WWW und ihre Verknüpfung mit dem geplanten Bildungsserver: Studien- und Berufswahl der BLK</i>	55
6. Dr. Monika Otto, Renate Wandt <i>Das Erstgespräch - unterschiedliche methodische Ansätze</i>	58

7. Anneliese App <i>Prüfung als Chance - Prüfungsangst im Kontext von Abhängigkeit und Autonomie</i>	61
8. Dorothea Ohle <i>Gruppenangebot für Langzeitstudierende</i>	66
9. Dr. Helga Knigge-Illner, Hans-Werner Rückert <i>Zur psychologischen Beratung an Hochschulen - Leitlinien und Eckpunkte</i>	68
10. Cornelia von Essen, Eva-Maria Orgel, Günter Decker <i>Zur Bedeutung der Ost-/West-Herkunft in Beratung und Psychotherapie</i>	70
11. Brigitte Lengert, Beatrix Gomm, Georg Classen <i>Umgang mit Verschiedenheit - am Beispiel Behinderung</i>	72
12. Wolfgang Neumann <i>Das "Dritte Reich" als spezieller Fokus in der psychosozialen Studentenberatung</i>	75
Anhang	
Tagungsprogramm	76
Liste der Teilnehmerinnen und Teilnehmer	79
Ankündigung der Herbsttagung in Oldenburg	85

Vorwort

Wir bedanken uns für die rege Teilnahme und Mitarbeit an der Frühjahrstagung der Arbeitsgemeinschaft der Studien-, Studentinnen- und Studentenberatung in Berlin 1997 sowie für die schnelle Zusendung der Beiträge und Arbeitsergebnisse. Dadurch ist es uns möglich, den Tagungsbericht schon jetzt vorzulegen.

Die Lektüre des Berichtes wird die Teilnehmerinnen und Teilnehmer anregen, sich an die Tagung zu erinnern. Die Kolleginnen und Kollegen, die nicht teilnehmen konnten sowie alle, die sich für Beratung an Hochschulen interessieren, soll der Bericht einladen, sich mit unserem Tagungsthema „Hochschule in der StrukturKRISE - GEFAHR und CHANCE für die Beratung“ zu beschäftigen.

Der Vorbereitungsgruppe der Herbsttagung 1997 wünschen wir ebenso viel Spaß und Erfolg und freuen uns auf ein Wiedersehen in Oldenburg.

Berlin im Mai 1997

Rosita Lohmann
Saskia Weickert
Wolfgang Müller-Büssow

Ansprachen zur Eröffnung der Tagung

Rosita Lohmann

Leiterin der Abteilung Beratungs- und Betreuungsdienste des Studentenwerks Berlin

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen. Im Namen der Vorbereitungsgruppe möchte ich Sie alle heute abend sehr herzlich begrüßen auf der diesjährigen Frühjahrstagung der Arbeitsgemeinschaft der Studien-, Studentinnen- und Studentenberatung in der Bundesrepublik Deutschland.

Seit über 20 Jahren besuche ich ziemlich regelmäßig, soweit es möglich ist, diese Tagungen. Ich habe in den langen Jahren bereits dreimal eine solche Tagung mit vorbereitet und den Aufbau und den Ausbau der Beratungsstellen an den Hochschulen und bei den Studentenwerken verfolgt, sowie deren Veränderungen. Ich habe es sehr bedauert, als auf der letzten Tagung in Weimar sich kein Hochschulort bereitfand, die Folgetagung auszurichten. So wie mir ging es auch Saskia Weickert und Wolfgang Müller-Büssow von der Allgemeinen Studienberatung der Technischen Universität Berlin, so daß wir uns sehr kurzfristig und spontan entschlossen haben, dieses Mal hier in Berlin die Tagung für Sie vorzubereiten.

Ich möchte mich bei allen Kolleginnen und Kollegen vor Ort hier und natürlich bei unseren Institutionen, der Technischen Universität Berlin und dem Studentenwerk Berlin, für die Unterstützung bedanken.

Gerade heute stehen einschneidende Veränderungen an den Hochschulen und auch in bezug auf die Beratungsnotwendigkeiten an. Mit unserem Tagungsthema "Hochschule in der Strukturkrise - Gefahr und Chance für die Beratung" laden wir ein zum Austausch über die unterschiedlichen Bedingungen an den einzelnen Hochschulen vor Ort. Wir wünschen uns eine kritische Auseinandersetzung mit unserer Arbeit und hoffen, gemeinsam kreative Antworten auch in schwierigen Zeiten zu finden.

Wie Sie aus unserem Programm ersehen, haben wir dieses Mal gleichgewichtig Angebote für die Studienberatung wie für die psychologische Beratung gemacht. Wir wünschen uns, damit die Kolleginnen und Kollegen der psychologischen Beratung wieder direkter anzusprechen, um im Verbund mit der Studienberatung und der psychologischen Beratung für unsere Studierenden flexible, rasche und aufeinander abgestimmte Angebote zu machen. Ich freue mich besonders, daß über 170 Kolleginnen und Kollegen von der Studienberatung, der psychologischen Beratung, der Sozialberatung, der Behindertenberatung, aber auch viele Kolleginnen und Kollegen von den Arbeitsämtern aus über 60 Hochschulorten unserer Einladung hier nach Berlin gefolgt sind.

Heute abend haben wir Sie hier in den Lichthof der Technischen Universität eingeladen. Dieser Raum wurde vor über 100 Jahren als Festraum konzipiert. Damals war die Hochschule noch eine Alma mater, eine nahrungsspendende Mutter. Dieser Raum war mit sehr vielen Ornamenten und Skulpturen geschmückt, und damals ließ die Glaskuppel noch den Blick in den Himmel offen. Nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wurde dieser Raum dann in seiner jetzigen Form Ende der 50iger Jahre restauriert. Inzwischen war aus der Alma mater eine Universität geworden, eine Stätte, die allgemeine, umfassende Hochschulbildung verspricht. Ungefähr zur selben Zeit hat die französische Schutzmacht Berlins der Technischen Universität diesen Gipsabguß der Nike von Samothrake geschenkt. Das Original steht im Louvre in Paris. Diese Statue ist heute die einzige, die diesen Raum schmückt. Wie Sie sehen, kopflos und nach meinem Geschmack etwas flügellahm. Die Schenkenden haben damals sicher nicht damit verbunden, daß in den 90er Jahren ihr Geschenk dazu benutzt werden könnte, die Berliner Wissenschaftspolitik zu symbolisieren.

Sehr einschneidende Finanzprobleme stehen heute für die Hochschulen und Universitäten an. Wohin wird uns die Strukturkrise führen? Inwieweit die Universitäten weiterhin ihrem Anspruch gerecht werden können, ist heute die Herausforderung.

Wir haben für Sie heute abend die Präsidenten der drei großen Berliner Universitäten eingeladen, um uns aus erster Hand über ihre Überlegungen und Antworten zu informieren. Wir werden dann ab morgen früh auf diesem Hintergrund in Fachvorträgen und in Arbeitsgruppen uns unserem Arbeitsfeld Beratung zuwenden.

Ich begrüße jetzt ganz herzlich Herrn Professor Steinmüller, 1. Vizepräsident der Technischen Universität Berlin, Herrn Professor Meyer, Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, Herrn Professor Dietz, 1. Vizepräsident der Freien Universität Berlin und Herrn Fink, den Geschäftsführer des Berliner Studentenwerks.

Bevor ich jetzt das Wort an Herrn Professor Steinmüller, den Hausherrn des heutigen Abends, weitergebe, möchte ich uns allen eine erfolgreiche gute Tagung hier in Berlin wünschen. Dankeschön.

Prof. Dr. Ulrich Steinmüller

1. Vizepräsident der Technischen Universität Berlin

Verehrte Gäste,
meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie im Namen der Technischen Universität Berlin zu Ihrer Frühjahrstagung.

Sie haben diese Tagung unter das Thema „Hochschule in der Strukturkrise“ gestellt. Das paßt zur Tatsache, daß Sie diese Tagung in Berlin stattfinden lassen: Die Berliner Universitäten und Hochschulen befinden sich in der Tat und in besonderer Weise in einer Strukturkrise.

Sie tagen in der Technischen Universität: Wenn man die allgemeine Diskussion zur Situation der Universitäten in Berlin verfolgt, könnte man den Eindruck haben, diese Technische Universität befinde sich in nochmals besonderer Weise in einer Strukturkrise: Jedenfalls werden an Sie Erwartungen -hinsichtlich einer Neubestimmung von fachlichen Inhalten und Strukturen- herangetragen wie Sie -jedenfalls in dieser Härtegegend gegenüber den beiden anderen Universitäten nur selten artikuliert werden. Die Bewertung dieses Sachverhaltes mag dabei offen bleiben. Das Faktum selber kann auch damit zusammenhängen, daß diese Universität in der Vergangenheit strukturelle Probleme, die Sie, aber nicht nur Sie betreffen, mit größerer Offenheit und Entschiedenheit erörtert hat als die anderen Universitäten: Aus Schwäche -im Ergebnis innerer Zerrissenheit!- mögen die einen sagen; aus Stärke! -die anderen. Nur die Zukunft kann zeigen, wer recht hat.

Sie haben die Frage nach der „Strukturkrise“ bezogen auf Ihr Aufgabenfeld und fragen nach „Gefahr und Chance für die Beratung“. Dieser Rückbezug ist verständlich. Ich bitte dennoch um Verständnis dafür, daß ich mich in dieser Begrüßungsansprache auf den ersten Teil der Themenstellung beschränke. Die „Hochschule in der Strukturkrise“ ist ein Thema, das anspruchsvoll genug ist. Ich gehe davon aus, daß die Schlußfolgerungen, die sich aus einer entsprechenden Diagnose für Ihr Berufsfeld ergeben, Gegenstand der Beratungen in den verschiedenen Veranstaltungen dieser Tagung sein werden.

Was also ist die Strukturkrise, der die Hochschulen heute konfrontiert sind, die Berliner Hochschulen im besonderen, diese Technische Universität Berlin -wie gesagt- vielleicht in ganz besonderer Weise? Ich möchte Ihnen meine Sicht der Dinge in möglichster Eindeutigkeit und also bewußter Zuspitzung thesenförmig vermitteln:

1. These:

Die aktuelle Finanzkrise des Hochschulsystems ist keine „aktuelle Finanzkrise“, sondern Moment einer sich langfristig entwickelnden Krise im politischen System und des politischen Systems.

Das meint: Diese Krise wird nicht so bald vorübergehen. Und: Über ihren Ausgang entscheiden die Auseinandersetzungen im politischen Raum über eine Neubestimmung der Aufgaben des Staates.

Die Finanzkrise des Staates, deren Teil die Finanzkrise der Hochschule ist, ist eine Folge der neuen **Realitäten globalen Wirtschaftens** und der mit diesen Realitäten einhergehenden Verschiebungen im **Machtverhältnis zwischen Staat und Gesellschaft**. Im Ergebnis dieser Verschiebung im Machtverhältnis löst sich der Staat aus der Verantwortung für bisher von ihm wahrgenommene Aufgaben. Was stattfindet, ist eine reduktionistische Neubestimmung der Staatsziele -weniger explizit programmatisch als durch das Setzen von Fakten!

Es geht längst nicht mehr nur um den „Sozialstaat“ der bundesrepublikanischen Nachkriegsprägung. Schon die Reichsversicherungsordnung als Grundlage unseres Rentensystems reicht ja bis ins vorige Jahrhundert zurück. Den Kulturstaat mit seiner spezifischen deutschen Tradition der Theater und Opernhäuser auch in mittleren Städten haben wir von den deutschen Duodezfürsten geerbt. Die staatliche Finanzierung der Hochschulen ist eine Errungenschaft der europäischen Aufklärung.

Zusammengefaßt: Die sog. Finanzkrise der Hochschulen ist nur ein Teilaspekt des umfassenden Prozesses des Sich-HerauslöSENS des Staates aus traditioneller Verantwortung; vielleicht muß man sagen: **Der Auflösung des Staates im traditionellen westeuropäischen Verständnis.**

2. These:

Die Hochschulen und Universitäten sind für die Auseinandersetzung mit der neuen Wirklichkeit nicht gerüstet. Das gilt für die aus der Finanzkrise erwachsenden neuen Zwänge ebenso wie für die neuen Möglichkeiten größerer Handlungsspielräume

Die angesprochene Auflösung des Staates hat etwas zutiefst Ambivalentes: Sie bedeutet - zumindest in der Tendenz- auch **Entlassung aus bisherigen bürokratischen Bindungen**: Für das Individuum wie für Einrichtungen wie die Universitäten. Wer in der Tradition antistaatlicher Affekte noch immer auf „Autonomie“ fixiert ist, mag sich freuen: Er wird dank umfassender „Deregulierung“ davon demnächst genug bekommen, mehr als ihm vielleicht lieb ist.

Den Universitäten beschert die neue Situation **Entscheidungszwänge**, wie Sie Sie bisher nicht kannte und die **ihrem Wesen fremd** sind: Entscheidungen zur Zukunft ganzer Wissenschaftsbereiche; zur grundlegenden Veränderung fachlicher Profile ihrer Einrichtungen; zur Einstellung von Studiengängen und ganzen Lehrbereichen - und dies nach ökonomischen Kalkülen, Kostenkalkülen und Ertragskalkülen: Das alles steht in einem Widerspruch zum Ethos des Wissenschaftlers, der Skrupel empfindet, Urteile über das Daseinsrecht anderer Fächer an der Universität zu treffen. Als es vor mehr als 2 Jahren an dieser Universität das erste Mal in diesem Sinne ganz ernsthaft um das Setzen von Prioritäten im Rahmen einer Fachgebiete reduzierenden Entwicklungsplanung ging, gab es denn auch die gruppenübergreifende Reaktion: „Solche Ein-

schnitte sollten wir dem Staat überlassen!“. Ich muß nicht begründen, daß dies keine wirkliche Antwort auf das Dilemma ist.

Die Frage ist, wie sich die Universität in die Lage versetzen kann, mit dem Dilemma konstruktiv umzugehen. Verschiedene Antworten sind in der Diskussion. Dazu die folgenden Thesen.

3. These:

Die gegenwärtig vielfach propagierte „Ökonomisierung“ der universitären Regulierungsprobleme vermittelt der Etablierung von Mechanismen des Marktes und des Wettbewerbes -wozu Sie im Konkreten immer nützlich sein mag- bringt keinen Ausweg aus der Finanzierungskrise und Sie lenkt ab von Strukturproblemen.

Das amerikanische System der Universitätsfinanzierung ist Ergebnis einer langen Geschichte und der Entwicklung einer spezifischen Kultur, die nicht übertragbar sind -jedenfalls nicht von heute auf übermorgen: Die großen Stiftungsvermögen, die den amerikanischen Universitäten finanziellen Rückhalt geben, aus denen auch Stipendien zur Abdeckung kostenadäquater Studiengebühren finanziert werden können, müßten ja hier erst einmal geschaffen, die Einzel- und Firmenpersönlichkeiten, die diese speisen, erst geboren werden.

Solange aber das Geld, das sich die Universitäten qua Wettbewerb verdienen sollen, letztlich vom Staat kommt -auch wenn vermittelt über Förderorganisationen wie die DFG- und dieser Staat seine Mittel insgesamt zurückfährt, kann sich der einzelne Wissenschaftler, die einzelne Universität, Mittel immer nur auf Kosten des oder der anderen verschaffen. Es bleibt bei der schleichenden, weil **indirekt vollstreckten Liquidierung** eines Teils des gegenwärtigen Hochschulsystems durch Unterfinanzierung -nach Maßgabe fiskalischen Kalküls und ohne daß politische Verantwortung konkret eingeklagt werden könnte.

Der propagierte Ausweg aus dem Finanzierungsdilemma -**kostendeckende Studiengebühren**- ist keiner: Es gibt auch nicht ansatzweise eine plausible Idee, wie solche Studiengebühren mit der notwendigen **Sozialverträglichkeit** aufgebracht werden könnten. Notwendig wäre ein starkes öffentliches Engagement zur Finanzierung eines Fördersystems. Notwendig wäre eine folgenreiche Veränderung des Steuersystems, um auch die Generationen zur Finanzierung heranzuziehen, die ihr Studium bereits ohne Studiengebühren absolviert haben. Eine zwingende Folge wäre, Hochschulplanung nur noch in strikter und ausschließlicher Nachfrageorientierung zu betreiben - „der Kunde ist der König!“ All dies ist -unabhängig von seiner Wünschbarkeit- fern von jeder politischen Realisierbarkeit.

Dafür geraten **wirkliche „Markt“-Probleme** der Universität aus dem Blick. Auch jetzt stimmen ja die Studierenden „mit den Füßen ab“, drängen sich bei dem einen Professor und meiden den anderen, wechseln - wenn auch und aus Gründen, die mit der Einführung von Studiengebühren sich verschärfen würden, nur selten- die Hochschule. Nur hat es kaum Folgen. Die Gründe liegen innerhalb der Hochschule zum überwiegenden und direkten Teil im Personalrecht, insbesondere im Hochschullehrerrecht,

indirekt in der strukturellen Schwierigkeit akademischer Gremien, Entscheidungen mit Auswirkungen im kollegialen Verhältnis zu treffen. Im Verhältnis der Universitäten zueinander geht es nicht zuletzt darum, daß man die Finanzierung von Hochschulen nur in relativ langer zeitlicher Perspektive ändern kann und dies auch nur in Zusammenhang zuvor erfolgter inneruniversitärer Prozesse eines Umbaus des Studienangebotes und nur in Abwägung vielfältiger politischer Aspekte.

Hierzu bedarf es normativ abgeleiteter Entscheidungen. Das Bemühen von Markt-Begriffen, insbesondere der Ruf nach „Abstimmung mit den Füßen“, noch dazu in Verbindung mit der Forderung nach Studiengebühren helfen da wenig.

4. These:

Das korporative Moment der Selbstverwaltung ist im Hinblick auf seine Effektivität zu verbessern, nicht abzuschaffen. Die „Demokratisierung“ der deutschen Universität birgt ein nicht ersetzbares Erneuerungspotential.

Lassen Sie mich einen gegenwärtigen main-stream der hochschulpolitischen Diskussion in Frageform pointieren:

Wäre es nicht recht eigentlich -wenn man könnte wie man wollte- doch das Beste, die Dinge der Hochschule, zumindest ihr Arcanum -alles was die Profilierung der Fächer, die Auswahl der Professoren, das Lehrprogramm angeht- wären abschließend bei denjenigen aufgehoben, denen qua Berufung zum Hochschullehrer die Wissenschaft als Beruf anvertraut ist? Und wenn das im Hinblick auf heutige Entscheidungszwänge nicht mehr möglich sein sollte, wäre es dann nicht doch das noch am wenigsten Schlechte, wenn diese Entscheidungen von einer Person getroffen würden, die die professionellen Wissenschaftler, die berufenen Hochschullehrer, als „Vertrauensperson“ betrachten und ja auch einbinden können? Kann daher die Referenz an Gremien -wenn auch reformierte Gremien- etwas anderes sein als erzwungene Anpassung an noch nicht ganz überwundenen Zeitgeist, pragmatisch zu relativieren in der konkreten Arbeit!?

Das sind die Fragen, an denen sich m.E. die **Grundhaltungen** gegenwärtig in der Universität scheiden. Meine Position ist prinzipieller Art:

Innovation entsteht gemeinhin da, wo sich unterschiedliche, auch gegensätzliche Welten und Sichtweisen an einer konkreten Aufgabe berühren und gezwungen werden, sich aneinander zu reiben. Die Innovationen, die von den Universitäten heute gefordert sind -inklusive der Innovationen betreffend ihre institutionelle Struktur- beziehen sich auf gesellschaftliche Aufgabengebiete, die aus unterschiedlichen und kontroversen Interessenperspektiven determiniert werden. Diese spiegeln sich in den Perspektiven der verschiedenen Beschäftigungsgruppen der Universität entsprechend ihrem unterschiedlichen Alter, sozialen Status und beruflichen Ambitionen unterschiedlich. Die angemessene **Einbeziehung dieser unterschiedlichen Perspektiven** in die Entscheidungsprozesse durch ein System der Gruppen-Repräsentation mag nicht immer einfach sein, Sie erhöht aber die Chancen „richtiger“, **weil der Komplexität der Aufgaben angemessener und innovativer Antworten.**

Die Gefahren dieses Modells liegen in der Blockade und der Minimalisierung des Entscheidungsprofils. Die Gefahren des alternativen Modells der „Autonomie des Präsidenten/ der Dekane“ liegt in der opportunistischen Verstärkung von Zeitgeist-Phänomenen - im Falle der Dekane auch persönlicher und kollegialer Rücksichtnahmen - und in der Stabilisierung von Gerontokratien.

5. These:

Die Frontlinie, an der sich die Zukunftsfähigkeit der Universität entscheidet, verläuft nicht zwischen den Trägern der Executivfunktionen -Dekane wie Präsident- und den akademischen Gremien, sondern in der Auseinandersetzung aller Träger der Selbstverwaltung mit den Phänomenen der real-existierenden Bürokratisierung der heutigen Universität.

„Bürokratisierung“ ist in der heutigen Universitätswirklichkeit längst nicht mehr an unmittelbares Handeln der Verwaltung, bzw. der exekutiven Leitung gebunden, **geht aber in letzter Instanz immer -zumindest: auch- von hier aus:**

Die selbstverliebten Rituale der Gremien; ihre Flucht aus ihren eigentlichen Aufgaben hin zu Blockade- und Kontrollspielen gegenüber der Leitung und deren Verwaltung; ihr Eifer, qualitative Entscheidungen zu umgehen durch manipulierbare quantitative Ableitung; ihre besondere Unfähigkeit, über die Probleme der Lehre angemessen zu reden; ihre Neigung zum Diktat der „politischen Korrektheit“ -das alles steht in unlösbarem Zusammenhang mit der Neigung bürokratisierter Leitung, diese Gremien von wirklichen Entscheidungen nach Möglichkeit auszuschließen, Sie gar nicht erst mit substantziellen Initiativen zu fordern und Leitungskunst ausschließlich zu praktizieren als Kunst des differenzierenden Informationsmanagements mit dem Ziel einer Moderierung des status quo.

Entbürokratisierung“ ist daher die Formel, auf die sich heute -in letzter Instanz- nahezu alle Reformaufgaben der Universität beziehen lassen.

Im Interesse dieser Entbürokratisierung bedarf es „starker“ Dekane, „starker“ Präsidenten **und** leistungsfähiger Gremien. Hierfür bietet die mit der Finanzkrise einhergehende Tendenz zur Deregulierung Ansätze: Mit der Befreiung vom Haushaltsrecht wird einer verselbständigten und sich bürokratisierenden Verwaltung weitgehend die Grundlage wie die Rechtfertigung entzogen. **Der Weg wird frei für eine Verwaltung, die unter der Verantwortung derer vollzogen wird, die an den realen Aufgaben arbeiten, denen die Verwaltung zu dienen hat.**

6. These:

Durch Dezentralisierung der Verantwortungen auf dem Felde des Wirtschaftens und Verwaltens ist eine fundamentale „Abrüstung“ der zentralen Universitätsverwaltungen vorzunehmen.

Vorweg: Es sei hier nicht die Rede vom „out-sourcing“ von Funktionen des „facility-managements“ u. Ä.: Nicht weil solches nicht im Einzelfall sinnvoll sein könnte, sondern weil es sich dabei -wie die Wortverliebtheit in Anglizismen andeutet- auch um ein

Moment der großen ideologischen Luftblase handelt, von der schon die Rede war und in die man nicht auch noch hineinblasen muß. Es geht nicht einmal um Stellenzahlen. Es geht um **Qualitatives**, was allerdings Quantitatives ermöglicht: Stellenverlagerungen dahin, wo Sie im Interesse der Aufgaben der Universität benötigt werden..

Das Transportmittel solcher Verwaltungsreform ist die maximale Verteilung der der Universität zur Verfügung stehenden Mittel an die Fachbereiche und eventuelle weitere verantwortliche Wirtschaftseinheiten als „**Budgets**“, über deren Verwendung diese selber verantwortlich zu entscheiden und Rechenschaft zu legen haben.

Das fragliche „Maximum“ findet politisch seine Grenze in **zentralen Dispositionsfonds**, die für bestimmte Zwecke zur Verwendung nach bestimmten Verfahren eingerichtet werden. **Rechtliche Begrenzungen** der zu verteilenden Summe können sich ergeben aus bestimmten Bindungen, die die Universität eingegangen ist.

Die Kontrolle der entsprechenden dezentralen Bewirtschaftung ist einerseits **Rechtskontrolle** (hinsichtlich eines verbleibenden, aber bedeutend verringerten Bestandes handlungsbegrenzender Normen), **andererseits Erfolgskontrolle**. Letztere erfolgt grundsätzlich nur indirekt, im Rahmen der Festsetzung der Budgets für die einzelnen Wirtschaftseinheiten, **nicht mehr bezogen auf die einzelne Wirtschaftsentscheidung**.

Ein derartiges System verlangt, daß bei den Fachbereichen Personal vorhanden ist, daß die mit diesen Wirtschaftsbefugnissen verbundenen Verwaltungsaufgaben wahrnehmen kann. **Dieses wird im Ergebnis der Dezentralisierung der Zuständigkeiten in der zentralen Universitätsverwaltung frei und ist zu verlagern.**

Daß dies umfangreiche **Umschulungs und Weiterbildungsprogramme** und ein aktives **Personalmanagement** zur Voraussetzung hat, versteht sich. Dies bezieht sich nicht nur auf das an die Fachbereiche abzugebende Verwaltungspersonal, das für eine neue, **weniger Rechtsnorm-geleitete und mehr an Sachlogik orientierten** Verwaltung zu qualifizieren ist, sondern ebenso für das in der zentralen Verwaltung im Hinblick auf **Kontroll- und Stabsfunktionen** verbleibende Personal.

Die restriktive Definition der notwendig zentral verbleibenden Kontrollaufgaben wird ein Prüfstein der Ernsthaftigkeit des Willens zur Entbürokratisierung sein. Von der Qualität, mit der die Stabsfunktionen wahrgenommen werden, hängt es ab, ob die zentrale Leitung die mit dem System der „Budgetierung“ auch verbundenen Tendenzen zum Auseinanderfallen der Universität unter Kontrolle behält. **Der zentralen Leitung wird nicht eine geringere, sondern eine größere, nur eben nicht mehr bürokratisch vermittelte Bedeutung zukommen.**

7. These:

Zur Sicherung der zentralen Steuerungsaufgaben der Universität ist ein Instrumentarium der Leistungsvereinbarungen und ihrer Kontrolle zu entwickeln.

Wenn die zentrale Steuerung und Kontrolle dieses Instrumentariums im wesentlichen nur noch über die Bemessung des Budgets der einzelnen Wirtschaftseinheiten und

eine hierbei vorzunehmende Erfolgskontrolle stattfindet, so wird zur alles entscheidenden Frage, wie diese Bemessung und diese Erfolgskontrolle vorgenommen wird.

Hierfür gibt es zwei Ansätze, den einer „**Indexbezogenen Mittelzuweisung**“, und den einer „**Kontraktbezogenen Mittelzuweisung**“. Letzterer setzt **Leistungsvereinbarungen** und ein **System der Kontrolle und Bewertung der Erreichung der Leistungsziele** voraus. Der erste Ansatz gibt Eindeutigkeit, der zweite verlangt immer Wertungen ist entsprechend unsicher. Dennoch muß er -im Prinzip- die übergeordnete Rolle spielen. Was Indexzahlen bedeuten, erschließt sich nur im Rahmen einer konkreten Strategie. Solche Strategien -der Hochschule insgesamt wie der einzelnen Fachbereiche- im Rahmen von Leistungsvereinbarungen festzuschreiben muß der Inhalt der künftigen Leitungstätigkeit sein, auf Fachbereichsebene, wie auf zentraler Ebene, wie im Verhältnis von Universität und Staat.

Die insoweit den Wissenschaftlern abzufordernde „**Kulturrevolution**“ ist nicht weniger grundstürzend als das, was an Paradigmenwechsel von der Verwaltung zu verarbeiten ist. Die einzelnen Wissenschaftler können sich zur Sicherung ihrer Ressourcen nicht mehr darauf beschränken, auf den Stellenwert ihres Lehrangebotes bei Abdeckung des Lehrbedarfs nach den bestehenden Studien- und Prüfungsordnungen zu verweisen. Sie werden **gezwungen, ihre Aktivitäten in Forschung und Lehre auf übergreifende Ziele ihres Fachbereiches oder auch der Universität zu beziehen**, damit der Fachbereich ein Angebot formulieren kann, mit dem er bei den Budgetverhandlungen Erfolg hat.

Im Hinblick auf diese Schwierigkeiten ist das System der Budgetierung mit Leistungsvereinbarungen nur in Stufen einzuführen. Wichtig ist aber, daß zur Einleitung des entsprechenden Prozesses **mit einem ersten Schritt ein eindeutiger Systembruch** unternommen wird. Auch ohne vorliegende Zielvereinbarungen und ohne generalisierte Regeln zur Honorierung dieser Zielvereinbarungen wie ihrer Kontrolle, müssen den Fachbereichen die intendierten Freiheiten der Budgetierung auf der Basis eines zunächst **am status quo orientierten Budgets** übertragen werden. Die Initiative zur Formulierung der konkreten Ziele muß von den Fachbereichen ausgehen. Dafür müssen Sie unter den Zwang des „Budgets“ und seiner Bemessung gestellt werden.

Schlußbemerkungen:

Auch die hier skizzierten Ansätze einer Entbürokratisierung der Universität lösen das Finanzierungsproblem der Universitäten nicht. Aber Sie setzen die Universitäten in die Lage, mit Ihnen besser umgehen zu können.

Durch die Übertragung realer Verantwortung an die Fachbereiche sind Sie geeignet, die **Blockaden zu lösen**, die gegenwärtig innerhalb des Systems der akademischen Selbstverwaltung wirksam sind: Zwischen Fachbereichen und zentraler Leitung; zwischen den Gremien und den Trägern der Exekutiv-Verantwortung.

Durch das Ausschöpfen der neuen rechtlichen Handlungsmöglichkeiten auf zentraler wie dezentraler Ebene werden der Universität neue Perspektiven eröffnet, sich **Kooperations- und Bündnispartner** in der Öffentlichkeit zu suchen und auch **neue Finanzierungsquellen** zu erschließen.

Durch die Neubestimmung des Verhältnisses zwischen zentraler Verwaltung und Fachbereichsebene geraten bisher **defizitäre Bereiche der Verwaltung** in den Blick: Insbesondere ein auf Veränderung hin orientiertes Personalmanagement inklusive Weiterbildung.

Durch Verlagerung der Wirtschaftskompetenzen an die für die inhaltlichen Prozesse Verantwortlichen wird eine maximale **Effektivität des Mitteleinsatzes** befördert.

Um noch einmal auf die zentrale verbleibende **Bedeutung des korporativen Moments, konkret: des Gremiensystems zurück zu kommen:**

Es hat im wesentlichen zwei Aufgaben:

Zum einen der Gefahr entgegenzuwirken, die mit dem Rückzug des Staates und der popularisierten „Ökonomisierung“ zwangsläufig verbunden sind: Daß von den die Mittel verteilenden Instanzen -innerhalb wie außerhalb der Universitäten- die jeweils von der Politik favorisierten Modethemen bedient werden, persönliche Seilschaften Trumpf werden, über das Schicksal von Fachbereichen und Fachgebieten „politisch“ entschieden wird -auf dem Niveau, auf dem sich auch sonst die Politik unter dem Diktat der „Märkte“ vollzieht.

Damit obliegt es diesem Gremiensystem -zweitens und letztens- das zu verteidigen und entwickeln zu helfen, was das Wesen der Universität in der Vergangenheit ausgemacht hat und wie ich meine- weiter ausmachen sollte: Eine Institution zu sein in **relativer Distanz zu den Verwertungsinteressen der Ökonomie**; ein Ort weitgehender **Selbstbestimmung Ihrer Leistungsträger über Arbeitsinhalte und Arbeitsformen**; eine **korporativ verfaßte Gemeinschaft**, deren Willensbildung erfolgt nach **demokratischen Prinzipien und insbesondere unter Beteiligung aller in ihr zusammenarbeitenden Gruppen**.

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Meyer
Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin

Herr Präsident Steinmüller, meine Damen, meine Herren,

ich möchte nach diesen Ausführungen, die konzeptioneller Art waren, Ihnen zur Abwechslung etwas über die Berliner Hochschulpolitik erzählen, damit Sie einen plastischen Eindruck gewinnen, auf welcher praktischen Basis wir nur Hochschulpolitik betreiben können. Berlin ist, genauso wie alle anderen Bundesländer, hochverschuldet; es ist höher verschuldet als andere, weil Berlin in seinen beiden Teilen hochsubventioniert gewesen ist und sich an diese Subventionen gewöhnt hat. Und das, was die anderen Länder gekonnt haben, nämlich sorglos Schulden aufzuhäufen, haben die Berliner, weil sie so gut subventioniert waren, noch ein bißchen kräftiger gekonnt. Dieses sorglose Schuldensammeln war eine Hypothek für die nächste Generation. Aber es ist ein durchgehender Zug unserer Politik, daß sie das Heute nur sieht und über das Morgen nicht so viel nachdenkt.

Das Erwachen war schrecklich, dauerte in Berlin ein bißchen länger als anderswo und führte zu sehr viel kräftigeren Reduktionen des Haushaltes, als es sinnvoll ist. Die Hochschulen haben immer betont, daß sie an einer absolut unterfinanzierten Stadt kein Interesse haben können, daß gespart werden muß und daß sie beim Sparen dabei sind. Aber die Politik hat sich nun vorgenommen, ebenso sorglos zu kürzen, wie sie sorglos die Schulden aufgehäuft hat. Es wurde nicht mehr danach gefragt, ob es eigentlich kontraproduktiv ist, wenn man zu schnell kürzt oder ob es nicht vernünftiger ist, längerfristige Sparziele zu avisieren. Ich weiß nicht, ob die Politiker sich nicht selbst trauen, über vier Jahre hinaus zu denken und deshalb längerfristig gar nicht planen wollen.

Wie dem auch sei. Die Konsequenz ist, daß der Hochschulbereich in Berlin innerhalb von sieben oder acht Jahren von ca. drei auf ca. zwei Milliarden zurückgeführt wird. Das heißt auf gut deutsch, daß man drei Hochschulsysteme hat, aber nur zwei finanzieren will. Die Berliner sind nicht bereit, daraus die Konsequenz zu ziehen, nur noch zwei Hochschulsysteme zu haben. Ich halte das auch für richtig, obwohl man sagen könnte - und ich habe das früher auch gesagt - wenn man wirklich nur zwei finanzieren kann, sollte man sich nur zwei leisten. Ich denke aber, daß eine Stadt, die stolz ist auf ihren Metropolencharakter - und selbst wenn sie nicht darauf stolz wäre, sie ist Metropole -, eine Hochschulkapazität vorhalten muß, die nicht nur das Umland mit einbezieht, sondern wie jede Großstadt einen größeren Einzugsbereich einbeziehen muß. Denn jede Großstadt lebt von den Zuzügen, und die intelligentesten Zuzüge sind immer noch die der jungen Menschen. Für die mittelfristige Perspektive ist es unumgänglich notwendig, daß Berlin mehr Hochschulplätze bereithält, als die Berliner selbst nachfragen, ja, als die Berliner und das umliegende brandenburgische Land nachfragen. Wir brauchen nur in die Berliner Geschichte zu sehen. Die großen Aufschwünge brachte der Zuzug der Hugenotten, der Zuzug der Juden; es waren nicht die Berliner selbst. Alle sind natürlich Berliner geworden. Und das ist ja gerade der große Vorteil der

Großstadt, daß sie so einen großen Magen hat und alle assimiliert. Der Vorgang der Assimilierung ist das Spannende an einer Großstadt.

Nun also haben die Berliner Politiker beschlossen, nur zwei Universitäten zu bezahlen, aber drei zu behalten, und das ist natürlich ein Kunststück, das realisiert werden muß, und Zauberer sind die Politiker nicht. Die Konsequenz ist nun die folgende: alle drei Universitäten werden in kürzester Zeit radikal gekürzt. Wenn die Sparquoten, die auf uns zukommen, von uns realisiert werden müßten, dann würde das bedeuten, daß wir in den nächsten vier Jahren keine einzige freiwerdende Stelle mehr besetzen könnten. Und selbst dann wird es das eine oder andere System schwer haben, die Sparauflagen zu erfüllen. Nun könnte man ja sagen, dann schrumpft euch eben gesund. Das Problem besteht nur darin, daß keineswegs die Stellen frei werden, auf die man möglicherweise verzichten kann, sondern zur Hauptsache die Stellen, auf die man nicht verzichten kann. Denn jeder kann sich ausrechnen, daß zunächst die befristeten Stellen frei, also nicht wieder besetzt werden. In vier Jahren könnte dann vom wissenschaftlichen Nachwuchs fast niemand mehr da sein. Studentische Hilfskräfte gibt es nicht mehr, denn die sind in Berlin - das ist übrigens ein für mich unverständliches Privileg - auf zwei Jahre angestellt. Wenn wir das akzeptieren, würde der gesamte Mittelbau, inklusive der studentischen Hilfskräfte - und das sind nicht die Wasserträger der Professoren, sondern die studentischen Hilfskräfte, die Funktionsstellen innehaben und die für die Lehre unverzichtbar sind -, nicht mehr da sein. All das angesichts der Tatsache, daß die Zahl der Studierenden steigen wird. Die Berechnungen gehen auf 25 % Zuwachs, und jeder, der das Einmaleins beherrscht, wird sagen müssen, die Studienbedingungen werden katastrophal werden, und manche werden sagen können, noch katastrophaler, als sie jetzt schon sind.

Als im Jahre 1977 der damalige Bundeskanzler mit den damaligen Ministerpräsidenten den großen Öffnungsbeschluß faßte, der heute noch Grundlage unserer Politik ist, und der bedeutet, jeden Studierfähigen zuzulassen, haben sich die Wissenschaftsminister ein wenig dagegen gewehrt und gefordert, dann müßt ihr aber auch das Geld dazu geben. Da haben die Ministerpräsidenten und der Kanzler gesagt, nein, Geld bekommt ihr nicht, vielmehr untertunneln wir den Studentenberg, wie er damals hieß. Das Problem ist nur, wenn man in einen Tunnel hineingeht und hat kein Licht, dann wird man auf die Dauer blind, und ich habe den Eindruck, daß der Tunnel immer tiefer gegraben worden ist und anstatt am Ausgang Licht zu sehen, stehen wir jetzt vor der Situation, daß der Berg immer höher wird und sein Wachsen keineswegs aufhört. Und das Bild ist wohl nicht von der Hand zu weisen, daß heute die Wissenschaftsminister schon längst blind sind wie die Maulwürfe.

So wird denn auch die Bildungspolitik nicht mehr von ihnen gemacht, sondern von den Finanzministern oder hier von der Finanzsenatorin. Berlin will sparen, kürzt die Haushalte und sagt dann, seht zu, wie ihr damit zurecht kommt. Eigentlich müßte Berlin sich entscheiden, ob es nur zwei Universitäten oder in jeder Universität 10 Institute oder Fachbereiche oder zwanzig Studiengänge weniger haben will und dann sagen, welche es meint. Dieses Weniger an Anforderungen müßte mit dem gekürzten Etat in Übereinstimmung gebracht werden. Das wäre das logische Verfahren. Aber Logik ist wiederum

keine bevorzugte Eigenschaft der Politiker. Sie sagen lieber, ihr bekommt weniger Geld, seht zu, wie ihr damit und mit mehr Studenten zurecht kommt.

Wenn das Thema dieser Veranstaltung suggeriert, daß in dieser Art von Politik auch Chancen steckten, dann ist das sehr optimistisch gedacht. Es ist sicher richtig, daß zuviel Geld zur Verfettung führt und weniger Geld möglicherweise auch zu einer schlankeren Universität führen kann. Aber so wenig Geld, daß man noch nicht mal das tägliche Brot kaufen kann, das gibt nur eine Chance für den Tod.

Die Frage ist, wie die Universitäten darauf reagiert haben und was der derzeitige Stand der Dinge ist. Vorweg aber in Parenthese noch ein Hinweis: das Wort von der Strukturkrise gefällt mir deswegen nicht, weil es suggeriert, es sei ein Zustand, der heute erst eingetreten ist. Wenn Sie in der Universitätsgeschichte nachblättern, werden Sie sehen, daß immer von der Krise der Universität gesprochen worden ist. Es gab immer Klagen über die Universität und oft waren sie berechtigt. Ich glaube auch nicht, daß die „Strukturkrise“ das entscheidende Problem ist. Ein wichtiges Problem ist sicher, daß die Universitäten nicht für diese großen Zahlen konzipiert worden sind. Und wir haben heute noch nicht verstanden, darauf richtig zu reagieren. Wir tun immer noch so, als seien 7 % eines Jahrgangs der Anteil, der an den Universitäten studiert. Wir steuern aber wacker auf die 40 % zu. Das erfordert vielleicht doch Veränderungen in unserem Verhalten, und diese sind noch nicht hinreichend eingetreten. Nur insofern würde ich von so etwas wie einer Strukturkrise reden.

Wie verhalten sich nun die Hochschulen zu dieser finanziellen Daumenschraube. Der Senator hatte uns Anfang September 1996 einen „Pakt“ angeboten, wobei er etwa an eine feierliche Erklärung im Parlament dachte. Daraufhin haben wir in der Konferenz der Rektoren und Präsidenten der Hochschulen Berlins überlegt, was wir machen sollen und uns entschieden, einen eigenen Vertragsentwurf vorzulegen. Wir wollten einen juristisch handfesten Vertrag, keinen „Pakt“. Der Senator hatte uns, Universitäten plus Fachhochschulen plus Kunsthochschulen - es gibt eine ganze Menge davon in Berlin - angeboten, wenn ihr bis zum Jahre 2001 eure Etats um 265 Millionen kürzt, garantiere ich Euch etwas, was bei allen anderen Universitäten selbstverständlich ist, nämlich die Ausfinanzierung der Personalkosten. Es ist eine Spezialität der Berliner, daß die Stellenpläne der Universitäten zwar von Staats wegen beschlossen oder abgesehen, diese Stellenpläne aber nicht ausfinanziert wurden. Wenn eine Universität in Berlin eine BAT II a- oder A 13- oder C 4-Stelle hat, hat sie keineswegs schon das Geld für diese Stellen. Im Laufe der Verhandlungen ist uns von Staatsseite klar gemacht worden, daß diese mangelnde Ausfinanzierung 110 Millionen Mark im Jahr ausmacht. Wenn man also gut rechnet, könnte man sagen, wir müssen 265 Millionen Mark geben und erhalten 110 Millionen Mark durch die Ausfinanzierung der Personalkosten. Darauf kann man sich vielleicht einlassen, war unsere Meinung, denn daß wir sparen müssen, darüber waren wir uns ja alle im Klaren. Wir haben einen Entwurf gemacht und vom Senator drei Monate lang nichts mehr gehört. Er hat seine Fraktion vorgeschickt, die hat uns noch weitere 50 Millionen abgeluchst und wir haben knurrend gesagt, auch das akzeptieren wir noch, aber nur gegen die Ausfinanzierung des Personals. Dann kamen die großen Haushaltsverhandlungen, und aus diesen Verhandlungen kam der Senator mit dem Ergebnis heraus, das lautete: nicht 50 Millionen Mark

zusätzlich zu den 265 Mio. Absenkungen, sondern 150 Millionen zu den 265 und keine Ausfinanzierung. Da waren schließlich 260 Millionen Mark weniger im Angebot als noch Anfang September. Das war eine katastrophale Niederlage sowohl des Senators als auch der Wissenschaft in Berlin. Tatsächlich sind die Kürzungsraten für den Wissenschaftsbereich die höchsten in Berlin. Nun kann man nach dem Grund fragen. Über die richtige Antwort kann man nur spekulieren. Es ist ein abgrundtiefes Mißtrauen gegenüber den Universitäten und eine völlig falsche Vorstellung von zu fetten Universitäten vorhanden. Die Vorstellungen stammen aus der Zeit, in der die Parlamentarier und Senatoren studiert haben. Für diese Zeit stimmte das ja auch. Man hat längst vergessen, daß sich die Zeiten radikal geändert haben. Aber es ist eine alte Erfahrung, daß die Leute von den Universitäten glauben, sie seien noch so, wie zu der Zeit, als sie studiert haben. Diese Kombination der Vorstellung, da ist noch Geld zu holen, mit einer gewissen Mißachtung des universitären oder Hochschulbereichs, hat wohl dazu geführt, daß dieser Bereich bei den Einsparungen besonders hart betroffen worden ist.

Nun standen die Hochschulen da und mußten entweder weiter verhandeln oder die Verhandlungen abbrechen. Die Verhandlungen laufen noch. Es gibt einen ersten Entwurf des Senators, der die bösen Zahlen enthält, heruntergebrochen auf die einzelnen Systeme, so daß jede Universität sich ausrechnen kann, wieviel sie weniger hat. Und es gibt einen Gegenentwurf der Hochschulen, der die Frage der Zuschüsse der Kürzungen zunächst mal offen läßt; über die will man mit dem Senator unmittelbar verhandeln. In dem Vertrag sollte aber auch eine Reihe anderer Fragen geregelt werden. Praktisch sind es zwei große Komplexe. Das eine sind die Anforderungen des Staates an Reformen in unserem Bereich. Und Reformen meinen zur Hauptsache Studienreformen. Das andere sind Anforderungen von uns an die politische Seite und die beziehen sich zu einem Teil auf finanzwirksame, zum anderen Teil auf nicht finanzwirksame, für uns aber wichtige Gegenstände. Ein Beispiel: das Abgeordnetenhaus hat beschlossen, daß wir bei Verkäufen von Grundstücken, die im Eigentum des Landes stehen, von uns aber genutzt und nun freigemacht werden, 50 % des Erlöses behalten können. Das ist für die einzelnen Systeme von unterschiedlichem Gewicht. Einige haben kaum Grundstücke, deren Nutzung sie aufgeben könnten, andere aber wohl. Und die Zahlen, die im Spiel stehen, können natürlich bei innerstädtischen Grundstücken durchaus relevant werden. Ein weiteres Beispiel: Wir haben verlangt, und das scheint auch durchsetzbar zu sein, daß in der Zeit, in der der Vertrag läuft, jegliche weitere Kürzung, Haushaltsbewirtschaftung oder Haushaltssperre verboten ist. Die Technik der anderen Länder zeigt, was das bedeutet. Die senken nämlich die Haushalte der Hochschulen nicht ab, sondern lassen sie einigermaßen konstant, führen aber Haushaltssperren oder pauschale Kürzungen pro Jahr ein. Die Ergebnisse können genauso furchtbar sein, als wenn man die Zuschußsummen von vornherein absenken würde. Durch das Verbot solcher Zusatzkürzungen, die im Laufe der Zeit in Berlin Hunderte von Millionen ausgemacht haben, erreichen wir jeweils ansatzweise das, was wir haben wollten, nämlich Planungssicherheit. Der Vertrag würde bedeuten, daß wir vier Jahre lang genau wissen, wieviel Geld wir (weniger) bekommen. Das haben wir in den letzten vier Jahren nicht gewußt.

Nun kann man bezweifeln, ob vier Jahre Planungssicherheit ausreichen, denn die großen Kürzungen verlangen von uns strukturelle Einsparungen, das heißt, Einstel-

lungen von Studiengängen, ja möglicherweise von ganzen Fachbereichen oder Instituten. Selbst wenn wir aber heute eine ganze Fakultät - wir haben an der Humboldt-Universität wieder Fakultäten - einstellen würden, würde das finanzwirksam werden erst ab 2001, 2002, und der Höhepunkt würde vielleicht im Jahre 2010 sein. Wenn wir heute die Einstellung beschließen, dann würden wir ab Sommersemester 1997 niemanden mehr aufnehmen. Aber die, die wir dieses Semester aufgenommen haben, müßten wir noch bis zu Ende ausbilden. Das gesamte Personal müßte also mindestens noch fünf Jahre vorgehalten werden, und selbst dann ist es ja keineswegs so, daß wir die Professoren einfach nach Hause schicken können. Das sind Lebenszeitbeamte. Die strukturellen Leistungen, die wir erbringen müßten, um theoretisch gesehen solche Sparsummen zu bringen, haben also eine Auswirkung vielleicht erst in 15 Jahren. Aber wir müssen jetzt sparen, in den nächsten vier Jahren. Deshalb ist der Begriff der Planungssicherheit mit äußerster Vorsicht zu betrachten, aber immerhin ist der Vertrag ein Schritt in Richtung Planungssicherheit.

Im Augenblick gehen die Ideen dahin, doch so etwas wie eine Zwischenfinanzierung vorzusehen, was natürlich ein Widerspruch zu der ganzen Haushaltsplanung des Landes ist. Wenn man in dieser kurzen Zeit die hohen Sparsummen nicht erbringen kann, im Jahre 2005 aber mit einem abgesenkten Etat auskommen könnte, dann ist der Gedanke einer Zwischenfinanzierung nicht unlogisch. Er bedeutet in Wirklichkeit freilich eine Schuldenaufnahme und die Frage ist, ob wir die Politik, insbesondere die außerordentlich hartnäckige Finanzsenatorin, davon überzeugen können. Vielleicht läßt sich auch etwas ausdenken, was für das Land nicht unmittelbar etatwirksam werden müßte.

Es geht bei alledem nur um die Finanzen. Es geht nicht um Strukturfragen. Die Strukturfragen müssen wir selbst lösen. Hier möchte ich im Grundsatz Herrn Steinmüller beipflichten. Wir sollten die Erprobungsklausel, die mutig genug in das Berliner Hochschulgesetz geschrieben worden ist und nach der mehr als die Hälfte der Paragraphen des Berliner Hochschulgesetzes - in meinen Augen noch zu wenig - zur Disposition der Hochschulen stehen (wenn der Senator die Abweichung denn genehmigt!), nutzen und uns von dem starren Korsett des Berliner Hochschulgesetzes befreien. Dann sind wir in der Lage, unsere eigene Entscheidungsstruktur zu ändern. Hier komme ich noch einmal darauf zurück, was Herr Steinmüller gesagt hat. Ich bin nicht der Meinung, wir sollten nun einen besonders starken Präsidenten etablieren, der alles entscheiden kann. Das kooperative Element in der Universität muß erhalten bleiben, denn kein Präsident ist klug genug, Entscheidungen dieser weitreichenden Art ohne hinreichende Absicherung bei den Fachkenntnissen, aber auch bei den Interessen, die in der Universität versammelt sind, zu treffen.

Ich bin sicher, daß wir an der Humboldt-Universität - jetzt komme ich auf meine eigene Universität zu sprechen - in der Lage sind, diese Erprobungsklausel zu nutzen und zwar ziemlich radikal zu nutzen. Es wäre ganz natürlich, wenn die beiden anderen Universitäten diese Erprobungsklausel anders nutzen würden. Es gibt keinen Sinn, und das sollten das Hochschulrahmengesetz und die Nachfolgesetze gezeigt haben, die Hochschulen aus einem Punkt kurieren zu wollen. Jede Universität hat ihren eigenen Charakter, ihre eigene Tradition, ihren eigenen derzeitigen geistigen Zustand, und die

Universität, die ich zu vertreten habe, zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine für Berlin jedenfalls alte Universität und zugleich ganz junge Universität ist. Sie zehrt - manchmal zu gut - von der Tradition, wobei die Jahre von 1933 bis 1990 natürlich mehr oder weniger vergessen werden. Aber die Tradition davor war eben so glänzend, daß man weiterhin und zwar weltweit davon zehren kann. Aber das ist nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist, daß 1990 praktisch eine neue Universität gegründet worden ist mit guten Berufungen aus dem Westen, wobei der Westen bis Amerika geht, also das Ausland einschließt, und mit in jeder Hinsicht, also persönlich und fachlich evaluierten Alt-Humboldtianer aus der DDR-Zeit. Das hat eine Mischung gegeben, die - das ist der Vorteil der neuen Universitäten - noch nicht jene Erstarrung aufweist, die sich in älteren Universitäten mit einer gewissen Konsequenz einschleicht. In 30 Jahren wird es an der Humboldt-Universität nicht so furchtbar viel anders sein. Aber im Augenblick ist es noch nicht so. Man geht offen, sensibel miteinander um. Es ist ein anderes Verhältnis zueinander, ein anderes Verhältnis auch zum Leben, muß man wirklich sagen. Und in dieser eigenartigen Situation von Hochschule glaube ich, wird man in der Lage sein, auch radikale Eigenreformen durchzuführen. Ich denke nicht, daß das zu Lasten der anderen Hochschulen geht, sondern vielleicht ein gewisser Ansporn sein wird.

Wenn der Vertrag so gestaltet wird, daß wir ihn akzeptieren können, und wir können ihn nur akzeptieren, wenn wir ihn auch erfüllen können, ohne zu Grunde zu gehen, dann könnte tatsächlich aus dieser Krise so etwas wie eine Chance wachsen. Aber ich bin nicht sicher, daß es so weit kommt. Es bedarf eines hohen politischen Einsatzes, nicht nur der Hochschule, sondern auch der in Berlin wichtigen Politiker. Das einzige Pfund, mit dem wir wuchern können, ist, daß wir der Politik Ärger abkaufen. Denn wenn wir den Pakt schließen, können wir vier Jahre nicht protestieren. Und vier Jahre nicht protestieren heißt für eine Großstadt, in der es gelegentlich einmal sehr heiß werden kann, eine ganze Menge. Deshalb ist ein solcher Pakt auch für den Staat durchaus von einem hohen politischen Interesse. Vielleicht führt diese gegenseitige Interessenlage doch noch zu etwas Vernünftigem. Ich hoffe jedenfalls, daß wir nicht am Ende der ersten Hälfte des Jahres 1997 - dann wird die Sache entschieden sein - sagen müssen, daß die Wissenschaftspolitik so dasteht wie die Nike hier in der schönen Halle, nämlich ohne Kopf.

Professor Dr. Klaus Dietz

1. Vizepräsident der Freien Universität Berlin

Herr Präsident, meine Damen und Herren.

Sie haben eben gehört, daß das Motto Ihrer Tagung "Hochschule in der Strukturkrise - Gefahr und Chance" in Berlin von hoher Aktualität ist. Die Berliner Universitäten, alle drei in besonderer Weise, leiden unter der hohen Verschuldung des Landes und der defizitären Haushaltsentwicklung, aber, und das hat auch Herr Steinmüller angedeutet, wie in so vielen Bereichen steht auch hier - fürchte ich - Berlin an der Spitze der Entwicklung. Ein Blick auf die meisten anderen Bundesländer zeigt, daß dort die Dinge zwar im Augenblick noch besser aber im Prinzip nicht anders sind.

Aus der Darstellung der Berliner Situation lassen sich eigentlich nur zwei Konsequenzen ziehen, wenn es nicht gelingt, das Vertragsangebot der Staatsseite so zu modifizieren, daß die Präsidenten die Verträge unterschreiben können. Man kann entweder in Resignation verfallen, die Hände in den Schoß legen und das, was kommen mag, über sich hereinbrechen lassen oder aber trotz allem versuchen, die Chance in positivem Sinne zu nutzen und ungeachtet aller Finanzzwänge zu versuchen, soweit und so gut es eben geht, in den Berliner Hochschulen und anderswo strukturelle Veränderungen, zumal solche, die finanzneutral oder einigermassen kostenneutral sind, zu erreichen im Interesse aller Mitglieder, die an der Hochschule tätig sind, im Interesse der Forschenden, der Lehrenden und der Lernenden zugleich. Die Klagen, die Hochschulen befänden sich in der Krise, sind alt. Auch die Klagenden sind sich weithin einig, denn sie kommen nicht nur aus den Hochschulen, sondern sie sind auch aus der Politik zu hören von Vertretern der Industrie und der Wirtschaft. Die Symptome und die Ursachen, die häufig zu Recht beklagt werden, sind freilich vielfältig. Ich will einige nur nennen und zu etlichen davon nachher noch ein Wort sagen:

Mangelnde Studierfähigkeit,

Überlast der Universitäten, die sie seit dem Öffnungsbeschluß vor 20 Jahren zu tragen haben,

überlange Studienzeiten,

mangelnde Berufsfähigkeit der Absolventen, weil die Hochschulen nicht in der Lage seien, die Studierenden berufsqualifizierend auszubilden,

mangelnde Befähigung oder auch Bereitschaft der Hochschullehrer, ordentliche Lehre anzubieten und schließlich ein für mich ernster Punkt,

mangelndes oder nachlassendes Interesse ausländischer Studierender, an einer deutschen Hochschule ihr Studium zu beginnen, fortzusetzen oder zu beenden.

Alle diese genannten Klagepunkte lassen sich sicher nicht generalisieren, noch gelten sie auch in Gänze. Aber alle von ihnen treffen zumindest zu einem gewissen Grade zu.

Ich möchte nun im Sinne meiner Einleitung und des Appells an Sie nicht nur von der Krise informieren, sondern auch von den möglichen Chancen, die in eine Überwindung der Krise münden könnten. Ich will versuchen, Sie aus meiner Sicht etwas über den Bereich zu informieren, der Sie hier in der Technischen Universität Berlin zusammengeführt hat, nämlich über den Bereich von Studienberatung und Lehre. Ich werde an

einigen Beispielen zu zeigen versuchen, in welche Richtung unsere hoffentlich gemeinsamen Bemühungen gehen können oder sollen. Die große Zahl der Studierenden und die Tatsache, daß sie zum Teil heterogene Studienvoraussetzungen mitbringen auf der einen Seite, die Ausdifferenzierung vieler Fächer, zumal der großen, der Massenfächer auf der anderen Seite, sind ein Hauptgrund für die schwierige und von Lehrenden und Lernenden zu Recht beklagte Studiensituation. Viele Hochschulen versuchen, darauf in verschiedener Richtung zu reagieren. Sie führen Informationstage durch, verstärken die Studienberatung und erhoffen sich davon unter anderem auch eine bessere Erfolgsquote, also ein günstigeres Verhältnis zwischen Studienanfängern und Absolventen und eine Verringerung der langen Studienzeiten. Hierbei muß man deutlicher differenzieren. Studienberatung müßte und soll beginnen schon für die Studieninteressenten, das heißt bei den studierwilligen Schülern, denen der richtige Weg ins Studium und über diesen Weg hinaus auch die richtige Wahl der Studienfächer oder des Studienfaches möglichst rechtzeitig vermittelt werden muß. Das geht nur, wenn die Hochschulen in die Schulen gehen, weil nur auf diese Weise auch falsche Vorstellungen vom Studium allgemein und dem Studium bestimmter Fächer im besonderen rechtzeitig korrigiert werden können. Die meisten von Ihnen werden das Konstanzer Modellprojekt "Zielorientiertes Studium" kennen, das über die vielerorts üblichen Informationsveranstaltungen und Beratungen in Zusammenarbeit mit Arbeitsämtern hinausgeht und seit Ende 1994 in regelmäßigem Zyklus von fast Wochenseminaren stattfindet, bei denen Schüler und Studierende ihre Fähigkeiten und ihre Ziele in bezug auf die Studienwahl und ihren künftigen Beruf herausfinden und für sich selbst erkunden können. Die Aufnahmekapazität dieser Kurse ist aufgrund der intensiven Betreuung und der kleinen Gruppengrößen relativ klein. Eine wissenschaftliche Begleituntersuchung hat aber deutlich gezeigt, daß solche Veranstaltungen den Schülern wesentlich helfen, sich darüber klar zu werden, welche Berufsziele für sie die richtigen sein könnten, ob die Universität oder beispielsweise die Fachhochschule der richtige Ausbildungsort ist und welches Fachstudium im einzelnen sinnvoll ist.

Die zweite Zeitpunkt, an dem die Beratung von besonderer Bedeutung ist, scheint mir der unmittelbar nach Aufnahme des Studiums zu sein, die Studieneingangsphase, in der sowohl allgemeine als auch fachspezifische Beratung not tut. Für die allgemeine Beratung bietet beispielsweise meine Universität Einführungsveranstaltungen, sogenannte Studieninformationstage an, die einerseits allgemeine Informationen vermittelt über das Studium, die Anforderungen, die Erwartungen, die Struktur und die wesentlichen Elemente, als auch fachspezifische oder zumindest fachbereichsspezifische Information, in denen sich die einzelnen Fächer und Studiengänge vorstellen. Der lebhafteste Zuspruch und die große Teilnehmerzahl an diesen Veranstaltungen zeigen uns - ich kann das nebenbei bemerkt ganz gut beurteilen, weil ich jedes Semester mich auch daran beteilige - nicht nur das Interesse, sondern auch die Notwendigkeit und die Bedeutung solcher Veranstaltungen. Sie sind Entscheidungshilfen bis hin zur Alternative Studium oder berufliche Ausbildung. Viele unserer Neumatrikulierten absolvieren ja, bevor sie an die Universität kommen, eine berufliche Ausbildung.

Zur Verbesserung der Studienberatung wird meine Universität das von Bund und Ländern gemeinsam verabredete und finanzierte Hochschulsonderprogramm III nutzen, um in einem gezielten Projekt nicht nur Tutorien für Studienanfänger und

Studienanfängerinnen einzurichten, sondern auch eine Art Trainingsprogramm für solche Tutorinnen und Tutoren unter Verwendung moderner Medien, die zum Teil in Zusammenarbeit mit den Schulen entwickelt werden. Ebenso will meine Universität berufsorientierende Seminare und Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit den Fachbereichen und den Fächern und dem Landesarbeitsamt Berlin-Brandenburg anbieten.

Die dritte Beratungsstufe wäre dann die in der Regel fachspezifische Beratung im Laufe des Grundstudiums. Ob man sie obligatorisch macht oder nicht, ändert wenig an der Tatsache, daß sie dringender notwendig ist, vor allen Dingen gegen Ende des Grundstudiums vor der Zwischenprüfung. Hier helfen ordentlich konzipierte Studienordnungen, die man in regelmäßigen Abständen überprüfen sollte, ob sie noch zeitgemäß und tauglich sind. Meine Universität hat das in einer Art Kraftakt, unter anderem ermuntert durch entsprechende Regelungen des Berliner Hochschulgesetzes, wie die anderen Universitäten auch, in den letzten zwei Jahren verstärkt getan. Hilfreich sind dabei Studienverlaufspläne, die sozusagen das Muster für ein Fachstudium darstellen und die Studienordnung und die Prüfungsordnung konkretisieren. Die modernen Medien und ihre Möglichkeiten erlauben es, auch größere Informationseinheiten via internet oder CD-Rom verfügbar zu machen. Etliche Hochschulen tun das schon. Meine will es ebenso verstärkt tun, weil auf diese Weise auch den Interessenten außerhalb Berlins alles Wichtige an Informationen und Auskünften bis hin zum Lehrveranstaltungsangebot und sogar zu den Sprechzeiten der Dozentinnen und Dozenten bequem zugänglich gemacht werden kann.

Es kommt jedoch nicht nur darauf an, die Studienberatung zu verbessern, zu intensivieren und die elektronischen Möglichkeiten zu nutzen, sondern wir müssen auch darüber nachdenken, wie die Studiengänge richtig und zeitgemäß zu konzipieren sind, ob es nicht auch neue Studiengänge geben soll. Ich halte dafür, daß dies so ist. Ich will Ihnen zwei Beispiele wiederum aus meiner Universität nennen. Der Akademische Senat hat vor wenigen Tagen die Einrichtung eines Pilotstudienganges "Frankreichstudien" beschlossen im Hinblick auf die Europäisierung. Er hat einen philologischen Kern mit Sprach- und Literaturwissenschaft (ohne die historische Komponente, also gegenwartsbezogen) und wird ergänzt durch eine Reihe von Modulen geistes- und sozialwissenschaftlicher Nachbarfächer, darunter Geschichtswissenschaft, Rechtswissenschaft, Ökonomie, Politologie, Soziologie und Geographie. Wir wollen damit Absolventen ausbilden, die nicht reine Philologen sind, sondern die mit zusätzlichen Qualifikationen auch außerhalb der traditionellen Berufsfelder für Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge auf dem Arbeitsmarkt zusätzliche Chancen haben. Wir werden diesen Studiengang zunächst für drei Jahre durchführen und dann sehen, ob er Erfolg hat. Wir hoffen, daß es so ist. Wir werden ihn dann gegebenenfalls modifizieren und, wenn der Zuspruch anhält, dauerhaft einrichten.

Ein zweites Beispiel, das noch nicht in der Nähe der Konkretisierung ist aber dafür die Problematik aufzeigt: Sie werden wissen, daß die Ausbildung der Juristen nach wie vor einseitig auf den Beruf des Richters ausgerichtet ist. Man tut so, als würden aus den Absolventen nur Richter nicht auch beispielsweise Rechtsanwälte werden können. Dabei hat man gänzlich übersehen, daß ja im Zuge der Europäisierung - Stichwort europäische Union und man braucht gar nicht über Europa und Westeuropa hinaus-

sehen - die deutschen Juraabsolventen schlecht vorbereitet sind, wenn sie im Ausland konkurrenzfähig sein wollen. Hier müssen, denke ich, die Universitäten und die juristischen Fakultäten darüber nachdenken, ob sie die Ausbildung im herkömmlich Studiengang ändern oder falls die Staatsexamensordnung hinderlich ist, parallele universitäre Studiengänge neu einrichten, die diese europäische Komponente des vergleichenden Rechtes, des internationalen Rechtes und speziell des Europarechts angemessen als Schwerpunkt enthalten.

Eine wesentliche Chance, die Absolventen unserer Universitäten auf die berufliche Tätigkeit vorzubereiten, ist die Einrichtung von Praktika in Absprache mit Wirtschafts- und Industriebetrieben, die Praktikumsplätze für geeignete Fächer zur Verfügung stellen. Das ist in den Geisteswissenschaften schwerer als in den Natur- und Technikwissenschaften. Immerhin gibt es auch dort Fächer, wo dies möglich ist. Meine Universität hat sich in einem Projekt Berufsorientierung für Studierende vorgenommen, Veranstaltungen zur Berufsberatung, zur Berufserkundung einschließlich der Acquisition von Praktika vorzusehen und durchzuführen, um den Studierenden rechtzeitig Informationen über fachspezifische Arbeitsmärkte zu vermitteln und ihnen berufliche Qualifikationen zu ermöglichen, die über das Normale an Inhalten des Fachstudiums hinausgehen. Wir wollen dies in Zusammenarbeit mit dem Landesarbeitsamt Berlin-Brandenburg tun. Wir denken auch an die Einrichtung einer Jobinformationsbörse für Studierende, zu der wir dann Vertreter ortsansässiger und überregionaler Firmenrepräsentanten aus Industrie und Wirtschaft einladen werden, die über die jeweils nötigen oder erwarteten Tätigkeitsprofile und Arbeitsanforderungen informieren und beraten werden.

Alle diese Maßnahmen sind nicht kostenneutral, sie müssen finanziert werden aus dem Landeszuschuß zum Universitätshaushalt. Das Hochschulsonderprogramm III, das ich vorhin lobend erwähnte, ist zwar nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber immerhin eine Hilfe. Die Alternative wäre die Einführung von Studiengebühren und ich will hier ganz deutlich sagen, was ich davon halte. Ich halte dafür, daß man in die Diskussion über Studiengebühren erst dann ernsthaft eintreten sollte, wenn drei Bedingungen erfüllt sind: Die erste Bedingung ist, daß nicht ein einziges Bundesland alleine Studiengebühren einführt. Die zweite Bedingung ist, daß die Studiengebühren sozial abgefedert und erträglich sein müssen. Die dritte Bedingung ist, daß sie in Gänze den Hochschulen zusätzlich für die Verbesserung der Strukturen im Bereiche der Lehre zur Verfügung gestellt werden. In Berlin geschieht derzeit der neuen Immatrikulations- und Rückmeldegebühr das Gegenteil. Sie wird den Universitäten vorab aus dem Haushalt abgezogen. Wenn dann weniger Studierende kommen als die Finanzsenatorin ausgerechnet hat, haben wir schon wieder ein Defizit.

Die Möglichkeit, Drittmittel einzuwerben sind im Bereich der Lehre begrenzt. Was also tun? Wenn wir die Verbesserung der Lehre auch durch strukturelle Maßnahmen im Rahmen unserer derzeitigen Haushaltsmöglichkeiten ernst nehmen, müssen wir etwas tun, was meine Universität seit vier Jahren in wachsendem Umfange tut, nämlich die interne Mittelverteilung nach Leistungs- und Belastungskriterien vorzunehmen. Wir machen das mit einem Fächer von einem knappen halben Dutzend Kriterien, in der Forschung und Lehre gleichgewichtig berücksichtigt werden. Das Problem ist nur, daß

diese Verteilung, die die Hochschulleitung vorsieht, zunächst die Fachbereiche berührt. Wenn innerhalb der Fachbereiche und Fakultäten nicht nach den gleichen Kriterien verteilt wird, hat die ganze Übung keinen Sinn. Wenn die Mittel, die zur Verbesserung der Lehre gedacht sind - das sind ja keine zusätzlichen Mittel mehr, sondern nur noch ein Weniger an Kürzungen, um es deutlich zu sagen - wenn die dann in die Bibliothek gesteckt werden, was sicher auch nicht falsch ist, dann ist der Sinn des Unterfangens verfehlt. Wir müssen also dafür sorgen, daß solche Mittelzuweisungen nach Leistung und Belastungskriterien unter angemessener Beachtung und Berücksichtigung der Lehre auch an der Basis ankommen und nicht innerhalb der Fachbereiche nach anderen Gesichtspunkten wieder verteilt werden.

Schließlich ein letzter Gesichtspunkt, der die Lehrenden betrifft. Ich habe ja etliche Minuten darauf verwandt, Beratung der Studierenden zu thematisieren. Ich halte dafür, daß wir alle, die wir im Lehrbereich der Hochschulen tätig sind, gerade unter den heutigen finanziellen Rahmenbedingungen, wenn die Studienplätze weniger werden, dafür sorgen müssen, möglichst gute Lehre anzubieten. Wir müssen den Erfolg des Studiums nicht nur äußerlich, sondern auch gleichsam innerlich dadurch meßbar machen, daß unsere Studierenden nicht mehr so lange bis zum Examen brauchen, und daß mehr von denen, die sich immatrikulieren, auch einen Abschluß machen als Abbrecher mit dem Makel des Versagers die Universität verlassen. Auch hier hat meine Universität sich überlegt, was man tun kann. Wir werden jetzt zunächst in den Magister- und Lehramtsstudiengängen, später auch in den Diplomstudiengängen, die Ablegung von Einzelfachprüfungen ermöglichen. Das ist nach den bisherigen Prüfungsordnungen nicht möglich. Jemand, der zwei Fächer eigentlich studieren mußte aber nur eines studieren will, soll die Möglichkeit haben, dies mit einer Prüfung abzuschließen und eine Bescheinigung über den Erfolg zu bekommen.

Ich komme zum Schluß und kehre zurück zu meiner Einleitung. Betrachten Sie also die Darstellung der Schwierigkeiten, die die Hochschulen zumal in Berlin derzeit durchzustehen haben, nicht nur als eine resignierende Klage. So hatte ich auch weder Herrn Meyer noch Herrn Steinmüller verstanden. Ich fordere Sie und uns alle auf, soweit und dort wo wir es können und es möglich ist, auch durch kleine Schritte die Dinge erträglich zu gestalten, damit auch im nächsten Jahrtausend das Lehren, das Lernen und das Forschen an der Universität wenigstens noch etwas Freude macht.

Ich danke Ihnen.

Hans-Jürgen Fink

Geschäftsführer des Studentenwerks Berlin

Meine Herren Präsidenten,
meine Damen und Herren.

Nachdem die Repräsentanten der Berliner Universitäten die Probleme der Hochschulen, insbesondere in der aktuellen Finanzsituation des Landes dargelegt haben, habe ich nun als Vertreter des Studentenwerks gewissermaßen am Ende der Veranstaltung die Gelegenheit etwas zu sagen, und wenn man sich dann in Erinnerung ruft, daß zum Auftakt Frau Lohmann auch als Mitarbeiterin des Studentenwerks gesprochen hat, dann entsteht ein sehr treffendes Bild der Situation. Im Mittelpunkt stehen die Hochschulen und am Rande steht das Studentenwerk und wenn man dann etwas genauer hinguckt, dann sieht man, daß dieses Studentenwerk zwar nur am Rande steht und natürlich mit den inhaltlichen Darstellungen wenig zu tun hat, aber an der organisatorischen Vorbereitung und an der Gestaltung der ganzen Veranstaltung seinen Anteil trägt. Und dieses Bild zeigt eigentlich die Rolle, die die Studentenwerke für sich in Anspruch nehmen. Sie sind am Rand der Hochschule, aber sie nehmen wichtige Aufgaben für die Hochschule wahr und manchmal wünschen sie sich, daß die Hochschulen von diesen Möglichkeiten noch ein bißchen mehr Gebrauch machen als bisher.

Ich kann und will nichts zu dem Thema "Strukturkrise der Hochschulen" sagen, das wäre Anmaßung. Aber ich möchte auf ein paar Auswirkungen zu sprechen kommen, die die Entwicklung der Hochschulen in den letzten Jahren und auch die Zuspitzung zur gegenwärtigen Zeit auf uns in den Studentenwerken gehabt haben. Dabei will ich nicht über die Mensen, die Wohnheime, die Stipendienvergabe, Arbeitsvermittlung und was wir sonst haben, sprechen, das ist nicht das Interesse Ihrer Zusammenkunft, sondern ich möchte ein paar Worte sagen zu den Auswirkungen auf die Beratungsdienste.

Im Studentenwerk haben wir keine Studienberatung, aber wir haben eine psychologisch-psychotherapeutische Beratungsstelle. Wie ich für uns in Anspruch nehme, eine sehr gut arbeitende, und in dieser Beratungsstelle haben wir es zu einem guten Teil - bei weitem nicht ausschließlich - aber zu einem guten Teil auch mit den Folgen der besonderen Lage an den Hochschulen zu tun. Zu uns kommen zu einem nicht geringen Anteil - ich sag es mal so etwas überzogen vielleicht - die Folgen der Hochschulstrukturkrise. Ich habe gerade in den letzten Tagen einen Bericht unserer Beratungsstelle über ihre Arbeit gelesen, und da ist sehr deutlich erkennbar geworden, daß seit 1977 der Anteil der Ratsuchenden mit Studienproblemen so explosionsartig geradezu gewachsen ist. 1977 lag die Zahl der Studierenden, die mit Studienproblemen zu uns kamen, in der Gesamtskala der Probleme an dritter bzw. vierter Stelle. Das war ein bißchen zu differenzieren nach weiblichen und männlichen Studierenden. Heute sind die mit Studienproblemen zu uns Kommenden die stärkste Gruppe. Das ist sicher kein Zufall, sondern das hängt mit der Entwicklung in den Hochschulen zusammen. Und lassen Sie mich noch einen zweiten Punkt ansprechen. Jede Untersuchung der sozialen Situation der deutschen Studierenden und insbesondere der Berliner zeigt, daß die

Erwerbstätigkeit neben dem Studium eine immer stärkere, wie ich finde, inzwischen bedrohliche Entwicklung genommen hat. Heute ist der Verdienst aus eigener Erwerbstätigkeit die stärkste Finanzierungsquelle für ein Studium. Nun kann man sagen, ja das liegt daran, daß die Studierenden so wenig Geld haben. Das ist sicher auch richtig. Wir haben die Situation, daß heute nur noch 20 % der Studenten BAföG bekommen, und bei Umfragen sagen etwa die Hälfte der befragten Studierenden, wir sind auf den Zuverdienst dringend für unseren Lebensunterhalt angewiesen. Die Hälfte, aber sage ich mal, auch nur die Hälfte. Die andere Hälfte hat andere Gründe, da ist es der einsehbarer Wunsch, an der allgemeinen Entwicklung des Lebensstandards teilzuhaben. Da ist es der Wunsch, Kontakte zur Praxis zu haben. Aber ich glaube, man macht es sich zu einfach, wenn man nicht auch sehr ernsthaft die Frage aufwirft, ob hier nicht auch fehlende Studienmotivation eine deutliche Rolle spielt.

Nun will ich nichts zur Studienmotivation sagen, das ist auch nicht mein Thema. Ich bin der Geschäftsführer eines Studentenwerks und arbeite mit etwa 1.000 Mitarbeitern zusammen und da ist ein ganz großes Problem die Arbeitsmotivation. Und nun lassen Sie mich mal sagen, was für die Arbeitsmotivation wichtig ist. Es ist zunächst mal wichtig, daß man die gestellte Aufgabe kennt. Daß man genau weiß, was von einem erwartet wird. Und es ist als zweites wichtig, daß man von Sinn und Notwendigkeit der Erfüllung dieser Aufgabe überzeugt wird. Bei vielen Mitarbeitern reicht es nicht, darauf zu vertrauen, daß er das von alleine weiß. Man muß vom Vorgesetzten erwarten, daß er den Mitarbeiter davon überzeugt. Dann müssen als drittes und ganz wichtig, Rückmeldungen kommen. Wenn Teilleistungen erbracht sind, muß darüber eine klare Information kommen, wie diese Teilleistung war, es muß zu einem intensiven fachlichen Gespräch kommen. Und ganz wichtig, es müssen Erfolgserlebnisse eintreten. Das Selbstbewußtsein muß wachsen, man muß das Gespür haben, voranzukommen, sein Feld zu beherrschen und Erfolg zu haben. Ich vermute, bei Studierenden ist das alles nicht so ganz anders und immer wieder höre ich von einzelnen Studierenden, daß sie überhaupt nicht wissen, wo sie stehen, daß sie nicht wissen, ob das überhaupt einen Sinn macht, was sie da alles studieren, daß sie das Ergebnis harter mehrwöchiger Arbeit als unbenoteten Schein beim Pförtner abholen konnten, sage ich mal überzogen. Aber auch diese Fälle gibt es. Das ist sicher alles von Studienfach zu Studienfach unterschiedlich. Aber ich sage noch einmal, seit 1977 hat sich die Rangfolge der Probleme, mit denen Studierende zu uns gekommen sind, deutlich verschoben und die Studienprobleme sind heute die stärkste Einzelgruppe.

Nun braucht man für die Lösung all der damit verbundenen Studienfragen natürlich Geld. Das ist ganz klar. Aber manches hätte man schon machen können, als das Geld noch reichlicher floß und manchmal kann man auch die Akzente etwas anders setzen. Das Geld wird knapper und deshalb wird es immer schwieriger und deswegen werden die Probleme, die ich geschildert habe, unabhängig von allen inhaltlichen Bemühungen wachsen. Das macht die Arbeit der Studienberatungen und auch der Beratung im Studentenwerk zunehmend wichtig. Ja man könnte sogar zynisch sagen, je schlechter es den Universitäten geht, desto reichlicher die Arbeit beim Studentenwerk. Aber dieser Zynismus greift zu kurz, denn machen wir uns nichts vor, die gleichen finanziellen Zwänge, die die Hochschulen treffen, treffen auch die Studentenwerke.

Zur Zeit ist das Studentenwerk Berlin, weil wir so schön am Rande stehen, noch nicht so in das Zentrum der Betrachtungen der Finanzpolitiker geraten, aber die Zeichen am Horizont sind eindeutig, und wir stellen uns auf härtere Zeiten ein. Wir werden uns bemühen, unsere Mittel dort zu konzentrieren, wo sie den höchsten Nutzen für die Studenten haben. Und ich sage auch das noch, dabei betrachten wir uns nicht nur als Dienstleister für die Studenten, sondern für die Hochschulen insgesamt.

Wir werden heute Ihnen ein kleines Angebot aus unserem Dienstleistungsspektrum machen können. Die ArGe als Veranstalter hat uns beauftragt, Ihnen jetzt im Anschluß an diese Zusammenkunft ein paar kleine Erfrischungen zu reichen, das machen wir gerne. Ich hoffe, Sie sagen dann anschließend nicht, na so motiviert waren Deine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auch nicht. Wir geben uns jedenfalls alle Mühe und in diesem Sinne hoffe ich weiter auf eine gute Zusammenarbeit mit den Hochschulen und wünsche Ihnen einen schönen Abend.

Fachvorträge

Edward J. Danis, PH.D.

Associate Director, Division of Undergraduate Studies,
Pennsylvania State University

STUDIENBERATUNG IN DEN USA

Was können wir voneinander lernen?

Sehr geehrte Damen und Herren.

Es ist mir wirklich eine Ehre, hier bei Ihnen zu sein, und ich bedanke mich, daß ich zu dieser Tagung eingeladen worden bin. Meines Wissens bin ich der erste amerikanische Gast, der an einer Europäischen Studentenberatungstagung teilnimmt.

Wie Sie hören können, ist mein Deutsch nicht perfekt, aber ich glaube, daß ich die wichtigen Konzepte erklären kann. Aber Vorsicht! Ich bin kein Experte für Hochschulkonzepte und Studienberatungstheorie. Ich bin nur ein ehemaliger Literaturstudent, der Glück gehabt hat, zufällig Arbeit in einer großen Studienberatungstelle zu finden.

Im April und Mai 1995 war ich in Deutschland als Teilnehmer des Fulbright-Seminars für Akademische Verwalter. Damals traf ich auch Herrn Müller-Büssow und andere Studienberater und Studienberaterinnen. Ich war erstaunt, wie ähnlich unsere Aufgaben und Interessen sind, wie vergleichbar deutsche und amerikanische Studienberatung. Deshalb bin ich hier, um die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten mit Ihnen zu diskutieren.

Zunächst zu den Unterschieden:

1. Studenten in den USA sind jünger als in Deutschland, 17/18 bis 21/22 Jahre.
2. Sie oder ihre Eltern und Familien müssen Kursgebühren bezahlen, z.B. kostet Harvard ungefähr \$15,000 pro Jahr; Penn State kostet \$ 5.100 pro Jahr, weil die Universität vom Staat Pennsylvania unterstützt wird, während Harvard privat ist.
3. Fast 80% der Studenten brauchen finanzielle Hilfe.
4. In Amerika ist die Universität ein Geschäft. (Der Buchprüfer ist eine sehr mächtige Person in diesem System.)

5. 80% der Studenten sind unentschlossen, was sie machen wollen.
6. 65% wechseln ihr Hauptfach oder ihren Studiengang, manchmal drei- oder viermal.
7. Fast niemand muß sich während des ersten Jahres für ein Hauptfach festlegen. Jeder Student muß eine Reihe von Lehrveranstaltungen in Mathematik, Naturwissenschaften, Literatur, Kunst usw. besuchen. Das macht das Wechseln leichter, aber es scheint mir, daß jedes Jahr die Hauptfächer komplizierter werden und die Studenten, die wechseln, länger an der Universität bleiben müssen.
8. Jedes Hauptfach oder jeder Studiengang hat eine eigene und strenge Struktur. Die Studenten müssen eine Reihe von Pflichtkursen besuchen, und jede Klasse verlangt Prüfungen und Noten und manchmal Bescheinigungen. Es ist sehr wichtig, daß die Studenten die Klassen in der richtigen Reihenfolge besuchen, sonst wird die Universität teuer.
9. Weil sie so viel bezahlen müssen, ist es den Studierenden besonders wichtig, nach dem Studium einen Beruf zu finden.
10. Das Ergebnis ist, daß es an den Universitäten in den USA viel Stress gibt, unter den Studierenden und bei uns, die wir für die Universität arbeiten.

Vor diesem Hintergrund lassen Sie uns Penn State als Beispiel anschauen. Penn State ist eine der größten und kompliziertesten Universitäten in den USA. Sie hat einen Haupt-Campus hier in University Park (State College ist die Stadt daneben) und 19 weitere Standorte. Ungefähr 40.000 Studenten studieren in University Park, 5.000 davon sind "graduates". Penn State hat zehn Fakultäten (Colleges) und 120-140 Hauptstudiengänge.

Lassen Sie uns jetzt über die Studienberatung sprechen. Wie gesagt, fast kein Student beginnt mit seinem eigentlichen Studienfach oder Studiengang. Man studiert z.B. während der ersten zwei Jahre an der Philosophischen Fakultät, wenn man Psychologie studieren möchte. Man muß zwei Jahre Grundkurse besuchen, ehe man mit dem Hauptfach beginnen darf.

Jede Fakultät hat eine Studienberatung, die während der ersten zwei Jahre den Studierenden hilft, die richtigen Grundklassen zu wählen. Die Mitarbeiter in dieser Studienberatung sind vor allem gelernte Berufsberater, aber manchmal findet man auch Professoren. Im dritten und vierten Jahr sollen Hauptfach-Professoren die Beratung übernehmen. Das ist die einfache Lage - aber, wie Sie wissen, ist das Leben niemals einfach.

Viele neue Studenten sind nicht darauf vorbereitet, so eine Lebensentscheidung zu treffen. Fast 80% sind unentschieden. Für sie hat Penn State im Jahr 1973 "The Division of Undergraduate Studies" (DUS) als eine reine akademische Studienberatung gegründet. Wir sind mit der akademischen Seite des Hauses verbunden. Psychologische Beratung, Berufsberatung und juristische Beratung sind beim Studentenwerk

geblieben. DUS ist wie eine eigene Fakultät, aber wir dürfen kein Diplom und keine Studiengänge anbieten.

Die neuen Studierenden, die unentschlossen sind, dürfen sich bei uns für vier Semester einschreiben. Ungefähr 40% der DUS Studierenden sind Studienanfänger oder Studierende im ersten Studienjahr. Wenn jemand zum Beispiel Interesse an Pädagogik und Chemie, Informatik und Wirtschaft hat, welche Lehrveranstaltungen sind dann am besten für diesen Studenten? Im weiteren Studienverlauf stellt sich die Frage, was ist der beste (richtige) Studiengang? Welche Lehrveranstaltungen können für jeden der in Frage kommenden Studiengänge angerechnet werden? Das ist unser Dienst und unsere Fähigkeit (mit Gottes Hilfe). Natürlich haben wir gute Beziehungen zu unseren Kollegen vom Studententwerk. (Ehrlich!)

Was passiert, wenn ein Student sich gegen sein Hauptfach entscheidet? D. h. "Ich habe zwei Jahre Ingenieurwissenschaft studiert, und ich weiß jetzt, daß ich kein Interesse oder keine Fähigkeit dafür habe." Auch er darf sich bei DUS für zwei Semester einschreiben, um andere Hauptfächer zu erforschen und die richtigen Lehrveranstaltungen zu besuchen. Aber es müssen realistische Pläne sein. Z.B. ist es fast unmöglich, von Literatur zu Chemie zu wechseln, weil man gewöhnlich die nötigen Mathematik-, Chemie- und Physikveranstaltungen nicht besucht hat. Oder es ist klar, daß der Student keine Fähigkeiten für Chemie usw. und schlechte Noten hat. Fast 60% unserer Arbeit betrifft Studiengangwechsler. Warum? (Meist sind die neuen Studierenden unentschieden oder zu jung oder nicht vorbereitet, sich zu entscheiden.)

Tatsächlich ist DUS ein Modell für Studienberatung in den USA, weil wir so viele Studenten und so einen komplizierten Zustand behandeln müssen. DUS hat eine lange Geschichte und wird von der Universität ziemlich gut unterstützt. Wir haben 50 Mitarbeiter und sind sehr professionell. Es ist gleich, was man studiert hat, nur sollte man ein sehr starkes Interesse für diese Arbeit haben. 75% von uns sind promoviert, jeder muß wenigstens einen Master- Abschluß haben. Viele haben 20 Jahre Erfahrung. Jedes Jahr haben wir drei Tagungen für unsere Weiterbildung.

Lebt DUS im Paradies? Nein! Es gibt immer Angriffe gegen Studienberatung in den Universitäten in den USA, und DUS ist nicht frei davon. Präsidenten und Professoren sagen immer: "Wir brauchen keine Studienberatung, die ist zu teuer, ohne sie können wir Geld sparen." DUS muß immer kämpfen, daß wir existieren können, und wir haben fast keinen politischen Einfluß.

Hier und da haben wir Freunde, die unseren Wert verstehen. Und wir können beweisen, daß Studienberatung nicht nur billig ist, sondern auch Geld für die Universität verdient. Sie erinnern sich, daß die Universität in den USA ein Geschäft ist. Ohne DUS gibt es keine Sicherheit, daß neue Studierende sich bei Penn State einschreiben werden. Ein Student oder eine Studentin kann sich an vielen Hochschulen einschreiben, aber viele neue Studierende und ihre Familien finden DUS sehr attraktiv. Jeder Student, der nicht kommt, bedeutet einen Verlust von \$5.100 im Jahr für vier Jahre. Es ist ein Pokerspiel. Will die Universität Millionen riskieren? DUS kostet die Universität nur \$1.200.000 im Jahr.

Wenn Studierende ihr Fach wechseln wollen, würden sie ohne Hilfe bei Penn State bleiben? Wieder gibt es keine Sicherheit. Auch das kann Millionen bedeuten. Was würden Familien oder Politiker denken, die für die Hochschule bezahlen, wenn Sie den Eindruck hätten, daß die Universität sich nicht um die akademische Gesundheit ihrer Studenten kümmert?

DUS hat die Frage "Was ist der Wert der Studienberatung" zurückgegeben. Die Antwort ist bislang, Gott sei Dank, "Zweifellos ist DUS sehr wichtig." Das heißt, bis jetzt will die Verwaltung nicht so ein Risiko eingehen.

Sie können mir glauben, diese Erfahrung war lang und schmerzhaft. Wir müssen Tage und Wochen Daten sammeln und Berichte schreiben (und uns zu vielen Mittagessen mit politischen Freunden treffen, ein Dekan hier, ein wichtiger Professor dort, usw.). Bis jetzt haben wir den Sturm überlebt. Aber zweifellos, nächstes Jahr oder danach kommt noch ein Sturm. Wir lernten eine harte Aufgabe. Wir müssen immer aufmerksam sein. Wir müssen immer vorbereitet sein.

Wenn der nächste Angriff kommt, könnten wir vielleicht empfehlen, daß die Studierenden eine Beratungsgebühr bezahlen sollen. Bis jetzt gibt es keine solche Gebühr, weil die Beratung in den Kursgebühren enthalten ist. Meines Wissens hat nur die Universität Texas so eine Gebühr. In den USA gibt es keine private akademische Beratung, aber vielleicht kommt das bald.

Vielleicht kann unsere ARGE, the National Association of Academic Advisers (NACADA) etwas tun. Diese Beratervereinigung wurde 1979 gegründet und hat 2.500 Mitglieder. Sie hat ein Journal und ein Rundschreiben. Jedes Jahr gibt es eine Nationaltagung mit 1.500 Teilnehmern und in jedem NACADA-Gebiet eine Lokaltagung. NACADA hat auch ein jährliches Seminar für Weiterbildung. NACADA ist eine wichtige Vereinigung für akademische Berater und Beraterinnen, um zusammen zu kommen und Ideen auszutauschen.

Momentan ist die akademische Studienberatung im Stand der Minderjährigkeit. Sie ist das Enkelkind der Universität. Deshalb ist NACADA ein Forum, um im Gespräch zu bleiben. Z.B.: was ist wirklich akademische Beratung? Was ist unsere Beziehung zur Berufs- und Personalberatung? Was für Ausbildung sollen/können wir verlangen? Können/wollen wir Zertifikate verlangen? Was für Zertifikate? Wer wird das kontrollieren? Im Vergleich zur Psychologischen Beratung fragen wir: Was ist der beste Stil der Beratung? Können wir unsere eigene Disziplin entwickeln? Usw., usw.

Persönlich habe ich ein Problem mit NACADA. Meiner Meinung nach hat NACADA noch nicht den Willen, den Angriff gegen Studienberatung direkt zu erwidern. Ich weiß nicht warum. Es scheint mir, daß die Leitung mit dem Ideal lebt, daß Beratung heilig ist und nicht berührt werden wird. Ich glaube, daß NACADA eine größere aktive Rolle spielen sollte, um die Beratung zu schützen.

Können Sie von der Studienberatung in den USA etwas lernen? Das Thema dieser Tagung ist: "Hochschule in der Strukturkrise--Gefahr und Chance für die Beratung." Sie

müssen sich schützen. Sie müssen sich politische Freunde machen, Berichte schreiben, Daten sammeln. Sie müssen selbst die Frage beantworten: "Was ist unser Wert?" Im Laufe der Zeit müssen Sie zu Kosten und Nutzen von Studienberatung Stellung nehmen. Können Sie beweisen, daß Studienberatung im allgemeinen billig ist? Vielleicht können Sie der Verwaltung antworten: "Mit unserer Einrichtung haben x-tausend Studenten schneller ihr Diplom erreicht, und so sparten Universität und Gesellschaft x Millionen Mark, und unser Haushalt umfaßt nur x % dieser Millionen.

Natürlich sind dies nur Empfehlungen von einer Person, die das System nicht ganz versteht. Aber ich habe keinen Zweifel, daß Sie die notwendige Umsicht haben, um die Fragen zu beantworten. Was will die Verwaltung eigentlich hören? Wie können Sie Ihren Wert erklären, mit Worten, die die Verwaltung wirklich verstehen kann? Wie wir auf Englisch sagen: man muß Sie auf den Kopf schlagen, um ihre Aufmerksamkeit zu bekommen.

Was können wir in den USA von Ihnen lernen? Viel glaube ich, und ich bleibe bei Ihnen während dieser drei Tage als ein Teilnehmer Ihrer Tagung, um Fragen zu stellen und Ihnen zuzuhören. Natürlich bin ich auch jetzt und während der gesamten Tagung bereit, Ihre Fragen zu beantworten.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, und ich danke nochmals für die Gelegenheit, an Ihrer Tagung teilnehmen zu können.

Wieviel Spiel-Raum braucht die Beratung?

'STRUKTURKRISE, GEFahr UND CHANCE' haben Sie ihre diesjährige Tagung überschrieben. Dies könnte auch die Überschrift für die Entwicklungsphase der Adoleszenz sein. Die Studentinnen und Studenten, die Ratsuchenden, Ihre Klienten durchleben in dieser Entwicklungsphase naturgemäß eine elementare Strukturkrise, deren Ausgang ungewiß ist. Ob die Gefahr dieser Krise zur Chance werden kann, hängt sehr oft davon ab, ob das Subjekt ein Gegenüber findet, das die Auseinandersetzung mit den jeweiligen Prozessen als bedeutungsvoller Anderer auf sich nehmen kann.

In seinem Text 'Spätadoleszenz und Kultur' zeigt uns der Psychoanalytiker und Ethnologe M. Erdheim, wie die Entwicklungsphase der Adoleszenz sowohl das Chaos der Kindheit wie auch die Ordnung des Erwachsenenlebens in einen kreativen Prozeß integrieren muß, dessen Ergebnis die Ausbildung einer stabilen und zugleich elastischen Kernidentität im Individuum sein soll.

Bereits in den Mythologien finden wir die Idee, daß die Kreativität, die den Wandel vorantreibt, eine dem Chaos entsprungene Kraft sei. Wo Ordnung herrscht ist bekanntlich der Tod. Oder anders, die höchste Form der Ordnung ist der Tod. Struktur und Antistruktur, Chaos und Ordnung stehen sich gegenüber. Auf der Seite der Ordnung finden wir Homogenität, Hierarchie, geregelte Sexualität, Inzestverbot, eindeutige Geschlechterdifferenzen, Weisheit. Auf der Seite des Chaos Heterogenität, Anarchie, chaotische Sexualität, Narzißmus, Bisexualität, Narrheit.

Gesellschaften verordnen sich das geregelte Chaos, z.B. den Karneval, um die Ordnung, welche die Gesellschaft strukturiert, zu schützen, indem das Chaos kontrollierbar bleibt. Erdheims These lautet, daß im Prozeß der Zivilisation das Chaos individualisiert wurde. Es gibt in der modernen Gesellschaft außer den kläglichen Resten des Karnevals keine allgemeingültigen Zeiten des Chaos. Wenn es aber stimmt, daß ohne das Chaos keine Ordnung lebensfähig ist, und wenn es stimmt, daß in der Moderne eine Individualisierung des Chaos stattgefunden hat, so lautet die nächste Frage, wo in den Biographien des Subjekts das Chaos sich findet. Nun, wir wissen es aus unserer eigenen Biographie: Es ist die Zeit der Adoleszenz. Sie ist, wie Erdheim sagt, 'Der Karneval des Subjekts'.

Der soziale Karneval ist allerdings hoch ritualisiert und zeitlich beschränkt. Mit dem individuellen Chaos der Adoleszenz müssen die Subjekte jedoch selbst sehen, wie sie fertig werden. Die Bewältigungsstrategien, die die Einzelnen finden, um das Chaos der Adoleszenz in Ordnung zu verwandeln und ihre Fähigkeit, Spannungen zu ertragen, werden später wesentlich ihre Kulturfähigkeit bestimmen.

Welches sind eigentlich die chaotischen Kräfte, die in der Spätadoleszenz wirken? Es sind vor allem archaische Größen- und Allmächtsphantasien sowie ungelenke wie auch ungelenkte präödpale Triebregungen, die der Bewältigung des allgegenwärtigen Scheiterns an der Entwicklungsaufgabe des 'Erwachsenwerdens' dienen.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit zunächst auf ein Phänomen lenken, das uns aus unserer alltäglichen Erfahrung hilft, uns an den Doppelcharakter der Spätadoleszenz zu erinnern. Es ist ein ganz alltägliches Phänomen, das Ihnen hoffentlich heute schon begegnet ist; es ist das Grenzphänomen des Lachens. Wenn wir uns diese Alltagserfahrung einmal etwas genauer betrachten, finden wir vielleicht eine sinnliche Erinnerung an die Besonderheiten der Spätadoleszenz. Erlauben Sie mir also diesen kleinen Umweg.

Beginnen wir mit Buster Keaton.

Buster Keaton bringt uns zum Lachen, das ist bekannt. Bekannt ist auch, wie er uns zum Lachen bringt. Er führt uns in die Welt des Scheiterns. Er zeigt uns mit unbewegtem, toderntem Gesicht, wie das Chaos des Scheiterns einbricht in die geordnete Welt der Erwachsenen. Er zeigt uns, wie unsere Phantasien von Allmacht und Heldentum in die Katastrophe der Nichtigkeit und Vernichtung abstürzen. Warum müssen wir *darüber* lachen? In der Erschütterung und der körperlich erlebten Konvulsion des Lachens findet die Katastrophe zugleich statt und wird beschwört. Buster Keaton inszeniert permanent die Katastrophe in Vertretung für das Publikum. Das Publikum belohnt ihn mit Lachen. Gemeinsam wird der Tod verleugnet, das ist das Geheimnis des Clowns. Der Clown steht zwischen dem Chaos der Kinderwelt und der Ordnung des Erwachsenenlebens; und das ist die Beziehung zu unserem Thema.

Adoleszente sind kleine Erwachsene und Komiker sind große Kinder. Das unerlöste Infantile ist die Triebkraft ihres Tuns, ein Tun, das durch die Imagination von Befriedigungsmöglichkeiten lebt, die im Realismus des Erwachsenwerdens unerbittlich verdrängt werden. Die Welt des Komikers, insbesondere die seines Urbildes, des Clowns, ist eine Kinderwelt. Aufschluß über den Clown, so Adorno, wäre bei den Kindern zu suchen, die mit seinem Bild sich so rätselhaft verständigen wie mit Tieren. Freud hat auf den Zusammenhang von Infantilem und Komischem hingewiesen. "Das Komische ist auf der Seite des Infantilen" sagt er, und er hat uns auch auf die verzeihende Seite des Komischen gegenüber den Fehlern, Umständlichkeiten und Mißgeschicken aufmerksam gemacht. Wir lachen beim Clown über den zu großen körperlichen Aufwand oder über die zu geringe geistige Anstrengung. Der Protest des Komischen liegt darin, daß es den Wünschen abgelesen ist, den Imaginationen von Triumph und Niederlage. Chaplins Geheimnis, sein Erfolg gründet auf der märchenhaften Unbesiegbarkeit des Allerschwächsten. Darüber lachen wir. Das Lachen verwischt die Grenzen. Es bringt alles durcheinander. Es kennt keine Tabus, keine Moral. Es unterbricht Denkvorgänge, setzt moralische Urteile und Affekte außer Kraft. Es gibt nichts, worüber nicht gelacht werden kann. Es berührt das Höchste und das Niederste im Menschen. Das Lachen markiert auch einen Kontrollverlust. Denken Sie an 'Tränen lachen', 'in die Hose machen vor lachen'. Lachen ist ein Ereignis, bei dem die ruhige Aufnahme der Realität für einen Moment außer Kraft gesetzt ist. Es ist das Einfallstor des Irrationalen. Es konfrontiert uns wie die Adoleszenz mit Anarchie und Chaos.

Kinder, Wilde, Narren, Clowns, Dämonen und Götter, alle diejenigen, die nicht ganz vom Zivilisationsprozeß erfaßt zu sein scheinen, stehen dem Lachen am nächsten. Es entzieht sich der Logik und der Beherrschung. Und es befreit. Impulse, die sonst niedergehalten oder untersagt sind, brechen durch. Es ist ein Orgasmus ohne Sexualität. Es hat einen Höhepunkt und oft eine Erholungsphase und einen Katzenjammer. Es ist Lustgewinn, weil der Triebdurchbruch in sublimierter Form gelungen ist. Sich dem Druck der Moral zu entziehen ist lustvoll. Sich dem Druck der kritischen Vernunft zu entziehen ist lustvoll. Als Grenzphänomen zeigt uns das Lachen auch die Ambivalenz auf, wie sie in starkem Maße auch die Zeit der Spätadoleszenz prägt. Es ist Ausdruck doppelter Gefühle. Angst und Befreiung, Schreck und Erholung, Tabubruch und Sublimation, Angriff und Verteidigung. Spannung und Entspannung, Kopf und Bauch sind beteiligt.

Und last not least: Lachen ist dreckig und anstößig. Es hat eine Beziehung zur Verwahrlosung. Es verwirrt den Kopf und erregt über das Zwerchfell rhythmisch die unteren Körperregionen. Zum Kopf hin, im Hals kann es stecken bleiben. Es überführt das scheinbar reinliche der Zivilisation seiner Unsauberkeit und zeigt so seine Beziehung zur Adoleszenz.

Ich komme zurück zum Thema. Sicher haben Sie längst bemerkt, worauf ich mit diesen Bemerkungen hinaus will. Ich möchte eine Verteidigungsrede halten für eine persönliche, kompetente und ökonomisch wie pragmatisch unabhängige Studentenberatung. Einer Beratung, die den Spiel-Raum des Scheiterns, den kreativen Raum des Chaos, den Identitätstiftenden Raum des Fragens eröffnet und die nicht gleich mit effizienten Antworten drauf haut. Dies gilt nicht nur für die psychotherapeutische und die psychologische Beratung, der man den Freiraum der Gescheiterten und des Scheiterns noch am ehesten zugesteht. Ich meine, es gilt ebenso für die allgemeine Studienberatung, die doch auf effiziente Informationsvermittlung, geübte Beratungstechniken, Training von Gesprächstechniken und dergleichen aus sein müßte. Keine Frage, Effizienz ist wichtig und sinnvoll und effiziente Informationsvermittlung im Gespräch und in Computernetzen kann doch nicht schaden. Beratung im Internet wird ebenso wichtig wie unabwendbar sein. Bereits 1991 kam eine sehr hübsche junge Frau zu mir in die Beratungsstelle und fragte, ob man hier nur über Studienprobleme sprechen könne. Sie kann zwar seit einem halben Jahr nicht mehr richtig studieren, aber der eigentliche Grund sei die Trennung von ihrem Freund. Folgende Geschichte erfuhr ich dann. Die Informatikstudentin hatte sich ein Modem gekauft und vor einem Jahr eine, wie sie sagte, **eigene** Mail Box gegründet, in der sie allabendlich „ihre Freunde traf“. Dabei verliebte sie sich in einen jungen Mann, der eines Abends in der Mail Box auftauchte und ihr sehr gut gefiel. Ein halbes Jahr lang ging alles bestens, sie erlebten gemeinsam viele und intensive Stunden in der Box. Er war sehr attraktiv und männlich, trug Lederklamotten und fuhr Motorrad. Leider stellte sich bald heraus, daß er zuviel kiffte. In der Auseinandersetzung darüber mußte sie sich von ihm trennen, sagte sie. Und jetzt fing der Terror an. Obwohl es doch eigentlich **ihre** Mailbox war, hockte er immer, wenn sie sich einloggte, schon da und mischte sich in die Gespräche ein. Ein richtiger Psychoterror sagte sie. Ich bin nicht sicher, ob sie es bemerkt haben. Die Studentin hatte den jungen Mann nicht ein einziges Mal persönlich gesehen, geschweige denn das Motorradöl auf seiner Haut gerochen oder das Leder über seinen Muskeln gespürt. Ihre

Fingerspitzen hatten sich nur über das Keyboard berührt. Eine moderne Romanze, nicht wahr?

Sie kann uns anregen über die Fragen nachzudenken, die sich aus dem Einsatz der Computermaschinen für unsere Beratungstätigkeit und speziell für unser Klientel ergeben:

Was ist die intrapsychische Repräsentanz, wenn wir in einer virtuellen Welt Fenster öffnen, ohne daß der geringste Luftzug entsteht? Was löst die Grenzenlosigkeit des globalen Internet im Einzelnen aus? Was bedeutet es, wenn wir Interaktionen durch Doppelklick auslösen können und wenn wir den Partner unserer Interaktion im nächsten Moment in den Papierkorb werfen und auslöschen können? Und wenn wir wollen, gibt es einen Disk-Doktor, der den Gelöschten wieder erscheinen läßt. Die durch Doppelklick animierten Partner unserer Interaktion haben in der Regel mehrere Leben, sie sind quasi unzerstörbar. Und der Cybersex ist wirklich sicher. Viren kann sich höchstens der Computer holen und Verhütung erübrigt sich - zumindest heute noch.

Die Zeit der Adoleszenz ist sicher empfänglich für diese großartige grenzenlose Welt. Aber brauchen wir nicht gerade in dieser Lebensphase die Erfahrung eines direkten persönlichen Gegenüber? Eines ganzen Menschen aus Fleisch und Blut, dem es weh tut, wenn man ihn wegklickt oder dessen Augen leuchten, wenn man mit ihm flirtet. Der uns lobt, wenn etwas gut gelungen ist, und der uns wohlwollend kritisiert, wenn er nicht einverstanden ist. Indessen liefert uns die Computermaschine narzißtische Partialobjekte, die unzerstörbar und schmerzfrei, unvereinbare Ich-Zustände nebeneinander ermöglichen. Wir können im einen Augenblick der besessene Wissenschaftler sein, der die Library of Congress durchstöbert. Im nächsten Moment ein mächtiger Politiker, der SimCity regiert, danach lassen wir uns von ein bißchen interaktivem Sex ein bißchen befriedigen, und wenn wir trotzdem noch nicht einschlafen können, bleibt uns ja noch Solitaire um die Zeit bis zum Morgengrauen zu überbrücken.

Die Wunschmaschine Computer vermittelt uns die Erfahrung, daß das Objekt jederzeit verfügbar und manipulierbar ist, die narzißtische Grenzenlosigkeit wird als sinnliche Erfahrung virtuelle Realität. Die Grenzen, die das reale Objekt, der Mensch mit seinen eigenen Wünschen, die von meinen abweichen, setzt, sind aufgehoben. Eine Erfahrung, die die Adoleszenz sucht und überwinden muß, um eine sichere Kernidentität zu entwickeln und nicht in einer narzißtisch dominierten, außenabhängigen Pseudoidentität hängenzubleiben.

Damit komme ich auf einen Widerstand gegen die persönliche Beratung, der sich bei den Beratern selbst findet, und der als Schutz vor einer ansteckenden Krankheit verstanden werden kann. Die Krankheit ist die Identitätsproblematik der Spätadoleszenz. Sie scheint ansteckend zu sein. Die Identität als Studentenberater erscheint ebenso gefährdet wie die der Studierenden. Ich habe mir sagen lassen, daß Berater sich auf Partys ein wenig schämen, wenn sie nach dem Beruf gefragt werden. Viele geben dann ihren Grundberuf vom Studium her an. Ingenieur oder Germanist, Historiker. usw. Andere stürzen sich innerhalb der Beratungstätigkeit auf Spezialaufgaben, die ihnen die Ratsuchenden ein wenig vom Leib halten: Texte schreiben, Information managen, Studienhandbücher erstellen, Homepages kreieren, Kongresse organisieren

usw. Die persönliche Beratung hat ein schlechtes Image, verspricht nicht viel Prestige und ist ein undankbares Geschäft. Sie scheinen anstrengend zu sein, die Studenten und ihre Adoleszenz eine gefährliche Waffe. Wer sich zu sehr mit ihnen einläßt, ist in Gefahr. Er wird entwertet, und sein eigener Lebensentwurf wird permanent in Frage gestellt. Auch von der anderen Seite droht Gefahr, z. B. sich zu sehr zu identifizieren. Selbst rebellisch zu werden, oder faul oder fordernd oder narzißtisch oder schlampig. Wer sich mit den Fragenden einläßt, vergißt vielleicht die Antworten, die er sich jahrelang zurechtgelegt hatte. Wer sich mit den Scheiternden einläßt, ist selbst vom Scheitern bedroht. Hinter vorgehaltener Hand hört man auch die Eliten flüstern, daß diese ganze Beratererei doch Sozialkitsch sei. Warum soll man denn diese Fußkranken hochpeppeln. Jeder weiß doch, daß es oft die Bildungsaufsteiger sind, die Schwierigkeiten kriegen. Außerdem gibt es ja diese sog. Schwemmen bei den akademischen Berufen. Also warum sollten wir beraten, lassen wir Mendels Gesetze wirken. Wir haben sowieso zu wenig Geld für die Forschung, investieren wir es doch lieber da.

Meine Erfahrungen aus den verschiedenen Blickwinkeln sagen sehr eindeutig das Gegenteil: Es ist ein Vorurteil, daß es die Faulen, Dummen und Anspruchslosen sind, die in die Beratung kommen. Eher sind es diejenigen, die zu hohe Ansprüche haben, ein zu hohes Ich-Ideal und zu großartige Vorstellungen, wie sie eigentlich sein müßten. Sie müssen ganz besonders gut sein, besser als die anderen, weil sie befürchten, daß sie nicht genügen, wenn sie nur gut sind. Aus der Psychoanalyse wissen wir, daß diese narzißtischen Größenphantasien der Abwehr der eigentlichen Kleinheits- und Insuffizienzgefühle dienen, die zur Umbruchphase der Adoleszenz gehören. Es ist ein Scheitern an den zu großen Ansprüchen, was hier droht, und es sind oft die untergründig gespürten elterlichen Erwartungen, die diese Größenphantasien und das Scheitern daran unterhalten. Nach einem geglückten manchmal nur sehr kurzen manchmal auch längeren Therapieprozeß machen sie oft die besten Studienabschlüsse.

Dazu ein Beispiel: In meiner Zeit in der Beratungsstelle kam ein etwas verzottelter Mann, den man ohne Mühe als Langzeitstudierer erkennen konnte. Er lebte alleine, erster Bildungsweg. 30 Hochschulsemeister, 27 Fachsemester, 1 Studienfachwechsel und eine abgeschlossene Lehre. Er finanzierte Lebensunterhalt und Studium durch Jobs. Über seinen zukünftigen Beruf hatte er keine rechten Vorstellungen. Beide Eltern ohne Hauptschulabschluß, Vater Handwerker, Mutter Verkäuferin. Einzelkind, früher nie psychotherapeutische oder psychiatrische Behandlung oder Beratung. Keine Medikamente, keine Sucht.

Seine Prüfungen hatte er jahrelang hinausgezögert, immer wieder verschoben. Der Grund war sein Perfektionszwang, sein Vollkommenheitsanspruch. Nie fühlte er sich ausreichend vorbereitet um antreten zu können. Er erstickte in Bergen von Sekundärliteratur. Wenn er sein Zimmer aufräumen wollte, gelang es nicht, weil er es so gründlich machen wollte, daß es nicht zu schaffen war. Im Ergebnis wurde das Chaos immer größer.

So kam er zu mir und bat um Hilfe. Ich konnte ihm helfen.

Wir hatten 8 Sitzungen, danach machte er seine Prüfungen:

Die Klausuren und die mündliche Prüfung, Gesamtnote 2 in seinen beiden Fächern. In den 8 Wochen hatte er mindestens 3000 Seiten Literatur bewältigen können.

Sicher ein Glücksfall, Sie alle wissen, daß viele Beratungen und Therapien schwieriger verlaufen. Was war hier geschehen, worüber haben wir 8 x 50 Minuten lang gesprochen? Wenn man es zusammenfassend in Fachterminologie ausdrückt, lautet die Antwort: Über seinen Narzißmus, sein Selbstbild. Er hatte eine schwere zwanghaft narzißtische Arbeitsstörung. Die narzißtische Seite kam von der Mutter: Sie war gelungsbedürftig, anspruchsvoll, hat sich selbst zu einer leitenden Angestellten hochgearbeitet. Sie fühlte sich zu Höherem berufen und forderte hohe Leistungen von ihm. Der Vater, Handwerker ohne Hauptschulabschluß, war im 3./4. Lj. des Studenten mit einer bedrohlichen Erkankung des Nervensystems längere Zeit im Krankenhaus. Den Sohn hat er oft mit einem Lederriemen geprügelt. Hier findet sich die Quelle seiner Zwanghaftigkeit, die unter anderem seine enorme Wut und Aggression binden mußte. Der heimliche Auftrag der Mutter an ihn war: Er sollte die Kränkung der niederen Herkunft des Vaters und sein möglicherweise krankheitsbedingtes Scheitern heilen. So war es für den Ratsuchenden unmöglich einen Entwurf für eine eigene Existenz zu entwickeln, da er mit dem Studienabschluß ja wirklich den Wunsch der Mutter erfüllte und den angeschlagenen Vater übertrumpfte. Darüber sprachen wir.

Und dann sprachen wir noch darüber, daß er weit und breit der einzige Bildungsaufsteiger in der Familie war, und gar keine inneren Bilder, also Vor-Bilder von einer Existenz als Geisteswissenschaftler hatte. Zuletzt, kurz vor den Prüfungen sprachen wir noch die Möglichkeiten des Scheiterns und die Folgen durch. Das war alles. Seine bereitliegende Intelligenz und Leistungsbereitschaft ermöglichten ihm dann diesen Entwicklungssprung in nur 9 Wochen. Als wir uns verabschiedeten, war er entschlossen, die angesprochenen Probleme in einer nachfolgenden Therapie noch besser aufzuarbeiten.

Wie lassen sich solche Erfahrungen aus der psychotherapeutischen Beratung auf die Allgemeine Studienberatung übertragen?

Ein Beratungsgespräch in dem von mir vertretenen Sinn vermittelt ja nicht nur Informationen, oder gibt Antworten auf Fragen. Oft ist es so, daß der Berater den Ratsuchenden dabei begleitet, die richtigen Fragen erst mal zu finden. Die eigentlichen Fragen sind ja häufig hinter Rationalisierungen verborgen. Das Scheitern an Prüfungen wird auf die Fachbereichsstruktur, die unmöglichen Professoren, die Eltern, die Geschwister, die finanzielle Situation usw. geschoben. Die eigene Arbeitsstörung wird zwar im stillen Kämmerlein gewußt und als beschämend erlebt. Nach außen hin muß sie unbedingt verborgen bleiben. Deshalb werden im Beratungsgespräch weniger beschämende Gründe angegeben und entsprechende 'falsche' Fragen an die Beraterinnen und Berater gestellt. Solche Beratungen lassen sich nicht von Maschinen durchführen und ich bin davon überzeugt, sie sparen Geld, wenn sie gelingen. Rechnen Sie mal aus, was gespart würde, wenn nur bei der Hälfte aller Studierenden mit Problemen durch eine geeignete Beratung ein einziges Semester eingespart würde.

Der amerikanische Kollege hat uns in seinem Vortrag etwas von den Schwierigkeiten gezeigt, die mit der Kommerzialisierung von Beratung zusammenhängen. Hochschulen, Forschung, Lehre und alles was daran hängt, also auch die Studierenden, die eigentlichen Objekte und natürlich auch die Beratung sollen auf einem Campus, der

dann zum Marktplatz wird, konkurrieren, um zu gesteigerten Leistungen motiviert zu werden. Wie sich diese nicht ganz neue Idee in ihr Gegenteil wenden kann, wenn die Ursache zum Zweck wird und umgekehrt, davon hat er uns berichtet. Es ist evident: Wenn die Bildung an die Börse geht, braucht sie Bildungsmarketing. "Was können wir davon lernen?" fragt Mr. Danis.

Vielleicht kann es auch für uns in Deutschland wichtig werden nachzuweisen, daß eine kompetente Beratung für die Hochschulen Geld spart. Wie ein solches wahrscheinlich empirisches Untersuchungsdesign aussehen müßte, das diesen Nachweis erbringt, darüber müssen Sie nachdenken oder nachdenken lassen. Das Problem ist, daß es, mal abgesehen von der psychotherapeutischen Beratung, schwierig sein dürfte, eine Outcome-Forschung zu kreieren. In der Allgemeinen Beratung kommen die Studierenden meist nur einmal und der Einfluß des Beratungsgesprächs auf den späteren Studienverlauf ist schwerlich nachzuweisen. Dennoch glaube ich, daß es sich lohnt hier aktiv zu werden (Vielleicht gibt es längst Aktivitäten, von denen ich nichts weiß. In die neuesten Strukturreformpläne scheint die Erkenntnis, daß mehr und bessere Beratung Kosten und Studierzeit spart, ja eingegangen zu sein). Ich möchte daran erinnern, daß die Krankenkassen die Kosten für Psychotherapie erst übernommen haben, nachdem der empirische Nachweis geführt war, daß Patienten nach einer analytischen Psychotherapie, die auf den ersten Blick teuer erscheint, signifikant weniger Krankheitskosten verursachten. Hier eröffnet sich gleichzeitig die andere Seite der Problematik. Bis heute ist die Kassenanalyse, und zwar zu Recht, umstritten, weil sie zwar einerseits jenen Patienten eine Psychotherapie ermöglicht, die sie sich sonst nicht leisten könnten, andererseits geriet aber der Zweck des Heilens und Funktionierens so in den Vordergrund, daß der eigentliche Spiel-Raum einer Analyse eingeschränkt ist, weil bereits wieder einem Zweck unterstellt. So bleibt es auch für Sie wichtig, darüber nachzudenken, ob die für die Studenten kostenlose Beratung, die von der Universität finanziert wird, schon per se die notwendige Unabhängigkeit, den erforderlichen Spiel-Raum garantiert. Und auch eine Beratung gegen Honorar muß genau betrachtet werden. Wenn das Honorar nicht an ein irgendwie definiertes Ziel im Sinne eines Erfolges gebunden ist, sondern wenn lediglich die aufgewendete Zeit der Beraterin oder des Beraters honoriert wird und seine Kompetenz, den Spiel-Raum zu gewähren, dann könnte auch eine solche Beratung im Sinne des Spiel-Raumes unabhängig sein. Mit Kompetenz meine ich hier auch die Kapazität, negative und destruktive innere Prozesse des Ratsuchenden zu erkennen und zu ertragen. Aber Vorsicht, in dieser Argumentation sind lediglich die intrapsychischen und die Beziehungsaspekte einer Beratungssituation thematisiert, nicht aber soziale und strukturelle Argumente, die die materielle Situation der Studierenden betreffen, und die einen wichtigen Teilaspekt des psychosozialen Moratoriums darstellen. Wenn Sie also die Beratung und ihre Ergebnisse beforschen wollen, geht es um die merkwürdige Paradoxie, die Effizienz einer Beratung nachzuweisen, die nicht auf Effizienz ausgerichtet ist, sondern deren zentrales Anliegen es bleibt, den Spiel-Raum der spätadoleszenten Identitätsentwicklung zu erhalten und zu schützen. Ich habe den Zusammenhang des Spielerischen und des Lachens zur Kreativität erwähnt. Die Studierenden von heute brauchen wahrscheinlich mehr denn je das Chaos der Adoleszenz, da Ihre künftige Kreativität angesichts der zunehmenden Komplexität gesellschaftlicher Strukturen in weit größerem Maße gefordert sein dürfte, als in vergangenen Generationen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Literaturverzeichnis:

- Erdheim, M.: Spätadoleszenz und Kultur. in: Leuzinger-Bohleber/Mahler (Hrsg.): Phantasie und Realität in der Spätadoleszenz. Opladen 1993
Freud, S.: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, G.W. VI, Frankfurt 1973
Freud, S.: Der Humor. G. W. XIV, Frankfurt 1976
Jurzik, R.: Der Stoff des Lachens, Frankfurt 1985
Koestler, A.: Der göttliche Funke. Der schöpferische Akt in Kunst und Wissenschaft, München 1966
Plessner, E.: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung über die Grenzen menschlichen Verhaltens (1941), Bern 1961
Turkle, S.: Life on the screen. Identity in the age of internet, New York 1995

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 1

Hans-Werner Rückert, Johannes Nyc, ZE Studienberatung und Psychologische Beratung der FU Berlin

"Bye bye sweet charity, hello profit center? Die Zukunft universitärer Beratungsstellen"

Die Ankündigung dieser Veranstaltung hatte das Interesse von mehr als 40 Tagungsteilnehmern/innen geweckt:

Der Zeitgeist der 70er, der zur Einrichtung vieler ZSB'n geführt hat und deren Selbstverständnis prägte, hat sich ausgehaucht. Die Rahmenbedingungen haben sich verändert: Neue Aufgaben werden uns gestellt, neue Zielsetzungen von uns gesucht. Der Diskurs über Beratung kann nicht mehr geführt werden, ohne auch über Geld zu sprechen. Mit welchen Folgen für das Begehren unserer Zukunft? In der AG soll eine Momentaufnahme dieses Prozesses versucht werden, der vielerorts stattfindet, sich auch am Beispiel der Zentraleinrichtung Studienberatung und Psychologische Beratung der Freien Universität Berlin veranschaulichen läßt.

Am Vormittag des eintägigen Workshops führte die Großgruppe zunächst eine Bestandsaufnahme unter den Anwesenden durch, die sich am handout orientierte, das die Veranstalter vorgelegt hatten:

1. Probleme mit dem Geld

Stellenausstattung, Angebote und Nachfrage
Studienberater als "einnehmende Wesen?"

2. Einnahmemöglichkeiten, z.B.:

Drittmittel (HSP III; ABM; Programm "Hilfe zur Arbeit")
Sponsorengelder
Einnahmen aus Verkäufen (Merkblätter, Broschüren, Studienführer...)
Einnahmen aus Vermietung
Einnahmen aus Werbung
Zweckgebundene Spenden
Spendenquittungen
(Teilnehmer-) Gebühren (Preise)
Kalkulation von Gebühren/Preisen
Grundleistungen/Wahlleistungen
Einzelberatung/Psycho-Gruppen/Kompetenz-Gruppen
Dritteling der Finanzkraft der Studierenden
Telefonische Studienberatung unter 0190?

Beratungsscheckhefte
Internet-Angebote

3. Probleme mit den Einnahmen: Nullsummenspiele oder Gewinnmöglichkeiten?

Kameralistische Haushaltsführung
Verfügbarkeit der eingenommenen Mittel
Ganz oder anteilig
Ausgabenhoheit

Diese Bestandsaufnahme ergab schnell, daß es sich bislang bei Einnahmen - falls sie überhaupt erzielt werden - um relativ kleine Beträge handelt: DM 5.- per Überweisungsträger bei schriftlichen Anfragen in der Studienberatung; zwischen DM 10.- und DM 125.- Teilnehmergebühren bei besonderen Kursangeboten.

Am Nachmittag teilte sich die Gruppe in "Befürworter" (des Nachdenkens über Einnahmemöglichkeiten und -probleme) und "Bedenkenträger". Die am Ende des Tages zusammengeführten Ergebnisse zeigen, daß die Kostendebatte nicht unabhängig geführt werden kann von:

- den Zielen und dem Selbstbild der jeweiligen Institution
- deren Philosophie, Charta, Produktbeschreibung usw.
- der Frage nach fund-raising und Vermarktung der Hochschule insgesamt
- der Frage nach der Qualität unserer Leistung bezogen auf das akademische Profil/Ziel
- der Ermittlung des Anteils der ZSB'n am Gesamtbudget der Hochschule und der Feststellung, was die Hochschule dafür bekommt
- der Bestimmung dessen, was Grundversorgung ist und was andere Leistungen sind, die refinanziert werden könnten (Aufgabenabgrenzung).

Arbeitsgruppe 2

Michael Winteroll, Allgemeine Studienberatung der TU Berlin
Beratung ohne Berater - Selbstinformation in der Studienberatung
Aufbau einer Infothek in der Studienberatung der TU Berlin

Das persönliche Beratungsgespräch ist ein wertvolles da knappes Gut und obendrein ein Angebot mit einer verhältnismäßig hohen Schwelle, es besitzt trotz Anonymität einen Grad der Verbindlichkeit, den viele Ratsuchende bei erstem Kontakt mit einer Einrichtung scheuen. Frei zugängliche Möglichkeiten zur Selbstinformation dagegen kommen dem eingeübten Verhalten eines unverbindlichen Shopping nahe und werden daher leichter wahrgenommen; der Schritt zum Beratungsgespräch ist dann nicht mehr so groß; Beraterinnen und Berater kann der Verweis auf Angebote zur Selbstinformation von ermüdender Wissensvermittlung entlasten.

Seit zwei Jahren bietet die Allgemeine Studienberatung der TU Berlin Ratsuchenden erweiterte Möglichkeiten zur Selbstinformation an. In einer Infothek mit gegenwärtig etwa 2.000 Medieneinheiten können sich Interessierte während der Sprechzeiten sowie an zwei zusätzlichen Terminen pro Woche über Studienmöglichkeiten an der TUB, in der Region und bundesweit informieren; darüber hinaus stehen zu Fragen, die erfahrungsgemäß vor Studienbeginn, im Studium und danach auftreten, ausgewählte Materialien, Presseartikel, Bücher etc. zur Verfügung.

Im Moment besteht die Infothek noch ausschließlich aus Papier sowie einigen wenigen Videos. Auf einen Anschluß ans Internet warten wir noch, die wachsende Zahl der Nutzer und die Reaktionen der Klientel sind jedoch bisher ermutigend.

Kleine Vorgeschichte

Als ich vor 13 Jahren in der Studienberatung zu arbeiten anfang, war ich verwundert, wie wenig Raum - im übertragenen aber auch im wörtlichen Sinn - Studienberatungsstellen der Selbstinformation einräumten.

Gymnasium, Studium und Promotion hatten mir vor allem beigebracht, schnell Informationen zu organisieren; mein Kontakt mit dem Personal der dabei benutzten Einrichtungen beschränkte sich auf das absolut Unumgängliche, ich fand mich dank langer Übung in Bibliotheken und Archiven schnell zurecht, hielt mir etwas darauf zugute und war froh, wenn ich allein klarkam.

Die neue Tätigkeit dagegen führte mich in einen mir bis dahin unbekanntem Bereich der Uni, in dem es zwar auch um Informationen ging, trotzdem gab es nie "Benutzer", sondern immer nur "Ratsuchende" und die Erlangung von Information ohne persönlichen Kontakt war unmöglich. Wer etwas wissen wollte, mußte erst einmal dartun, was und warum (Clearing), bevor er dann Material erhielt, intern oder extern weiterverwiesen wurde. Zwar galt "Zwangsberatung" als verpönt, de facto aber war es nicht möglich, an Informationen zu gelangen, ohne sich erklären zu müssen. Ich fand das Anfangs merkwürdig: Gab es denn keine Leute, denen das lästig war?, die es erst einmal allein versuchen wollten, bevor sie vielleicht Hilfe brauchten?, niemanden, der sich darüber empörte, quer durch die Stadt fahren zu müssen, um relativ banale Informationen über Nachbarhochschulen zu erfragen? Es gab sie. Gar nicht so selten äußerte sich Unmut bei "Ratsuchenden"; besonders ernst genommen wurde das nicht. Wir waren damals damit beschäftigt, unsere Stelle an den Maßstäben zu orientieren, die sich gerade für bundesrepublikanische Studienberatungsstellen herausgebildet hatten und da rangierte Selbstinformation eben nicht allzu weit vorn.

Traditionell geringer Stellenwert von Selbstinformation

Daß das so war und immer noch ist, muß man wohl historisch erklären. Der Grund scheint mir in der Geburt der Studienberatung aus dem Geist der psycho-sozialen Versorgung zu liegen; das jedenfalls legen jene "Masterpläne" der Studienberatung nahe, die Modellversuche an deutschen Hochschulen in den 70iger Jahren. Das Wertvolle an Studienberatung war die "Beratung", Informationsvermittlung war eindeutig geringer eingestuft, einfach weniger wert. Zwar wurde auch dieser Tätigkeitsbereich in die Leistungskataloge der damals neu geschaffenen Einrichtungen hineinge-

schrieben, aber mehr oder weniger notgedrungen, weil er sachlich ganz unbezweifelbar dazugehörte; im Zentrum des Aufgabenfeldes stand er jedoch nicht und ist damit - unsere Arbeit fußt ja noch immer auf jenen mittlerweile ein Vierteljahrhundert alten Modellversuchen - bis heute ein wenig Stiefkind geblieben¹.

Das hat neben dem Umstand, daß eben die Gründungsinitiativen meist von Psychologen oder Sozialpädagogen ausgingen, sicher auch mit den Besoldungsregelungen des Öffentlichen Dienstes zu tun, da die Wartung einer Bibliothek durch Diplombibliothekare mit BAT V bis IV erfolgen würde. Ein zwingendes Argument ist das nicht, da die Leitung einer solchen Einrichtung (Bestandsaufbau, Auswahl etc.) durchaus Aufgabe einer wissenschaftlichen Kraft sein müßte.

Im Ergebnis hat das dazu geführt, daß die Möglichkeiten für Interessenten, sich umfassend, schnell und leicht selbst zu informieren, an deutschen Hochschulen zum Teil gar nicht, zum Teil schlecht, auf jeden Fall aber uneinheitlich entwickelt sind. Man kann sich darauf verlassen, überall relativ unproblematisch ein persönliches Gespräch mit einem Studienberater zu bekommen, ob man sich dagegen in derselben Einrichtung auch über Angebote anderer Hochschulen (und sei es die benachbarte FH), in anderen Bundesländern oder gar im Ausland informieren kann, ob man zu Problemen der Studiengestaltung wie dem wissenschaftlichen Schreiben, der Rhetorik, Bewerbungsstrategien etc. einschlägige Literatur sichten kann, ist höchst unsicher; manche Stellen halten Entsprechendes vor (z.B. Göttingen in Form einer professionell betreuten Bibliothek), andere wieder nicht. Es existieren keine Standards; Beratern scheint das auch kein Problem zu sein, auf den mir erinnerlichen ARGE-Tagungen wurden einschlägige Themen überhaupt nicht, allenfalls am Rande behandelt.

Warum sich das ändern sollte

Es kann hier nicht darum gehen, Selbstinformation gegen das persönliche Beratungsgespräch auszuspielen: Angesichts der immens gewachsenen Komplexität universitärer Ausbildungsfragen gibt es zu wenig Kapazität für die persönliche Beratung, nicht zu viel. Aber gerade dieser Umstand verlangt ja ein sehr sorgfältiges Umgehen mit dieser Ressource. Die hohe Qualität akademisch geschulten Beraters wird nur dann in den anstehenden Evaluierungen weiter behauptet werden können, wenn auch dargetan werden kann, daß qua Grundstruktur der betreffenden Einrichtung das - teure - Beratergespräch weitgehend von - billiger zu realisierender - Informationsvermittlung freigehalten werden kann.

Zwar ist das Internet kein Ersatz für Informationseinrichtungen in den Hochschulen, die Gründe können an dieser Stelle unerörtert bleiben, aber es wird bei Überlegungen, wie

1

exemplarisch zu sehen in: Betrifft Studienberatung. Modellversuch Entwicklung eines Leit- und Informationssystemes für Studierende an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Abschlußbericht - Gießen, 1978, S.14: Der Selbstinformationsbereich (hier "Klientenarbeitsraum") ist ohne Kontakt mit dem Clearing nicht zugänglich und die Beratungsvariante "Kurze Information und Informationsmaterial reichen zur Klärung der Frage..aus" sieht im Funktionsschema keinen Zugang zum "Klientenarbeitsraum" vor. Schon die Bezeichnung "Klient" ist deutlich.

auch Studienberatung billiger zu haben sein könnte, sicher von evaluierenden Instanzen (oder einfach nach jedem Argument greifenden Sparern) herangezogen werden: Verfügt die entsprechende Einrichtung dann nicht über erprobte, nachweisbar viel genutzte eigene Möglichkeiten, durch die Interessierte in die Lage versetzt werden, selbst zu suchen und zu finden (Internetzugang kann dabei durchaus eine Rolle spielen), dürfte schwerer für die Bewahrung von Strukturen zu argumentieren sein.

Verwaltung verstärkt unter einem "Service"-Gesichtspunkt zu sehen, ist zur Zeit ein guter - Trend. In Berlin hat die gegenwärtige Verwaltungsreform unter anderem das Ziel, die "Kundenfreundlichkeit" zu verbessern. Auch die Hochschulen sind angesprochen. An der TU Berlin ist in diesem Zusammenhang durch den Kanzler Ulrich Podewils die Idee eines "Service Zentrums" angeregt und von der Allgemeinen Studienberatung zum Konzept eines "Service- und Informationszentrums" weiterentwickelt worden. Anlaufstellen von Immatrikulations- und Auslandsamt sowie das Clearing der Studienberatung sollen im gleichen Raum arbeiten, den Mittelpunkt bildet eine große Infothek. Das Projekt hat mittlerweile erste Priorität nach dem Hochschulbauförderungsgesetz. Die hier geschilderte Infothek-Lösung wird also in nächster Zeit, so nicht neue Haushaltskürzungen die Pläne zunichtemachen, durch noch umfassendere Selbstinformationsmöglichkeiten abgelöst werden; sie stellt einen wichtigen Schritt zur Stärkung der Rolle der eigenverantwortlichen Information dar.

Guter Service im Informations-, Beratungs- und Verwaltungsbereich ist Teil des "Uni-Marketing": Eine Hochschule, die Interessenten schon mit einfachen Infowünschen an das örtliche BIZ, Nachbarhochschulen oder andere Stellen im Hause verweisen muß, läßt auch bei der Organisation von Studium und Lehre nicht das Beste erwarten. Ein Argument, das Unileitungen erfahrungsgemäß vor allem dort einzuleuchten in der Lage ist, wo die Anfängerzahlen nicht den Wünschen entsprechen.

Einrichtung der Infothek an der TU Berlin

Auch vor der Eröffnung der Infothek 1994 verfügte die Allgemeine Studienberatung über einen Selbstinformationsbereich, ähnlich wie ihn wohl die meisten Beratungsstellen kennen: Auf dem Gang vor dem Eingang zu unseren Räumen lagen die Broschüren zu den einzelnen Studiengängen, etwa 50 an der Zahl, zur Mitnahme aus, dazu das Merkblatt "Studium an der TU" und ähnliche Veröffentlichungen der Stelle. Regelmäßig gewartete Anschlagtafeln informierten über Veranstaltungen zur Studienwahl, zum Studienplatztausch und einschlägigen aktuellen Veranstaltungen.

Auf einem Lesepult an der Wand standen aktuelle Vorlesungsverzeichnisse der Berliner Hochschulen, das grüne Buch "Studien- und Berufswahl", das Verzeichnis weiterführender Studiengänge u.ä. angeketet zur Benutzung bereit. Alles in allem ein Basisprogramm zur Selbstinformation, das den großen Vorteil hatte, sieben Tage in der Woche von morgens bis spät abends öffentlich zugänglich zu sein. Die Fälle von Vandalismus hielten sich erfreulicherweise in Grenzen; wirklich schwere Beschädigungen kamen nicht vor. Vor allem der Vorteil des zeitlich fast unbeschränkten Zugangs hat uns bewogen, dieses Angebot "Vor der Tür" auch nach Einrichtung der Infothek beizubehalten.

1994 standen der Allgemeinen Studienberatung neue Räume zur Verfügung. Unter anderem ein etwa 60 qm großer Raum für das Clearing. Hier wurde auch entlang der Wände die Infothek untergebracht, die zuvor in eineinhalbjähriger Arbeit von mir aufgebaut worden war. Ziel war ein Selbstinformationsbereich der: allgemein zugänglich, gegen Diebstahl gesichert, möglichst lange geöffnet, mit Kopiermöglichkeiten ausgestattet und selbsterklärend sein sollte; unter selbsterklärend ist zu verstehen, daß Benutzer ohne Katalog und in der Regel auch ohne Hilfe des Personals auskommen, weil sich die Struktur auf wenige, deutlich angezeigte Großgruppen beschränkt und auch die Feinstruktur sich ohne Hilfsmittel erschließt. Ferner mußten wir davon ausgehen, daß größere Anschaffungen von Bibliothekstechnik nicht möglich sein würden.

Informationen sollten geboten werden zum Studienangebot der eigenen Hochschule, der Region, Deutschlands und der EU, allerdings mit abnehmender Ausführlichkeit: Während die Fächer der TU so präsentiert werden sollten, daß neben den "harten" Infos wie Studien-, Prüfungs- und Praktikantenordnungen sich auch ein möglichst konkretes Bild des Faches herstellt, sollten die Hochschulen der Region immerhin mit ihrem kompletten Infoprogramm und den Vorlesungsverzeichnissen vertreten sein, die deutschen Hochschulen mit den Vorlesungsverzeichnissen und die EU lediglich mit Handbüchern zum Auslandsstudium.

Interessenten für **Studiengänge der TU** soll jedes Fach nach Möglichkeit so präsentiert werden, daß es "ein Gesicht" bekommt: Neben Vorlesungsverzeichnissen gehören auch Videos, die im Rahmen von Forschung und Lehre entstanden sind, dazu Portraits von Lehrenden, Studierenden und Ehemaligen sowie geeignete Materialien zur beruflichen Einmündung und zur Berufspraxis. Für Interessenten im höheren Fachsemester, Doktoranden etc. stehen Informationen zur Forschung und zur Forschungsförderung bereit.

Die Materialien zum Studium in der **Hochschulregion Berlin/Brandenburg** wenden sich unter anderem an Magister- und Lehramtsstudenten bzw.-interessenten, die häufig auf ein Studium an mehreren Hochschulen angewiesen sind, sowie an Ingenieurinteressierte, die die beiden TUs der Region und die verschiedenen FH Angebote vergleichen möchten; zwar wird bei tiefergehendem Interesse der Informationsbesuch bei der anderen Hochschule nicht vermieden werden können und soll auch gar nicht ersetzt werden, aber ein erster Vergleich auf dem Weg zur Entscheidung, was wo studiert werden soll, muß für Benutzer aufgrund des Gebotenen möglich sein.

Die übrigen deutschen Hochschulen sind hauptsächlich mit ihren Vorlesungsverzeichnissen vertreten, Unis nach Städten, FHs, PHs und Kunsthochschulen nach Bundesländern geordnet; vor allem wer nach Zwischenprüfung bzw. Vordiplom wechseln will, wird hier fündig, aber auch Abiturienten, die nach einem ersten Eindruck von einem Hochschulort oder einer Uni fahnden, bevor sie dort hinschreiben, -faxen oder über das Internet nach weiteren Infos suchen.

Die Materialauswahl, die die Infothek zum **Studium in der Europäischen Union** und den USA bot, war von Anfang an unbefriedigend. Wir warten hier auf das bereits erwähnte, in der Planung befindliche Infozentrum TU. Dort wird dann Platz sein, die

Bestände der Infothek des Auslandsamtes zu integrieren, die zum Beispiel Interessenten an einem Auslandsaufenthalt eine reiche Sammlung von Erfahrungsberichten ehemaliger Auslandsstudenten bietet.

Während die bisher genannten Großgruppen sich zum überwiegenden Teil auf Literatur stützen, die uns über den Schriftenaustausch erreicht, war der Aufbau und ist die Wartung der Gruppen **Vor dem Studium, Im Studium und Nach dem Studium** ungleich aufwendiger. Hier sollen Benutzer Antwort auf Fragen und Anregungen zur Lösung von Problemen erhalten, von denen wir aus der Beratungsarbeit wissen, daß sie immer wieder auftauchen. Eine Systematik ist dabei nicht beabsichtigt, Kriterium ist allein die Praxis. Redundanzen lassen sich bei nur drei Obergruppen nicht nur nicht vermeiden, sie sind, solange es nicht zu viele davon gibt, für eine leichte Benutzbarkeit sogar durchaus gut; so wird man beispielsweise zu "Wirtschaft" in allen drei Großgruppen etwas finden.

Für die gut 50 Items der Gruppe **Vor dem Studium** seien beispielhaft genannt: *Abendstudium, Au pair, Ausbildung, Ausbildung vor dem Studium?, Eignung fürs Studium, Ingenieurin?, Wehr-/Ersatzdienst, ZVS...*

Desgleichen für jene der Gruppe **Im Studium**: *BAföG, Behinderung, Examensarbeit, Schreiben, Reden, Uniwechsel, Versicherungen, Zeitplanung...*

Und ein paar Beispiele aus der Gruppe **Nach dem Studium**: *Alternativen für Ingenieure, Branchenwechsel, Einstieg in der Krise, Graduiertenkolleg, Bewerbungsstrategien, -mappe, -gespräch, Unternehmensberatung.*

Bei den Materialien handelt es sich nahezu ausschließlich um Presseartikel der letzten zwei Jahre. Die Finanzlage erlaubt uns keine Buchbeschaffungen. Was auf den ersten Blick wie ein Manko aussieht und uns anfangs auch so vorkam, hat sich inzwischen als Vorteil herausgestellt: Teure Buchtitel veralten auf diesem Gebiet sehr schnell, während journalistische Beiträge für gewöhnlich aktueller sind; zum Beispiel dürfte ein Buch von 1994 zur Frage "Was verdienen Akademiker?" heute weitgehend bloß noch Makulaturwert besitzen, eine drei Monate alte Zusammenstellung aus dem Handelsblatt dagegen durchaus informativ sein.

Alles, was es in der Infothek zu lesen gibt, kann der interessierte Benutzer auch nach Hause mitnehmen: Entweder gehört es wie Studien- und Prüfungsordnungen etc. zum ohnehin vorgehaltenen Material oder es kann an einem Tischkopierer kopiert werden. Anfängliche Bedenken, die Möglichkeit kostenlosen Kopierens könnte überstrapaziert oder mißbraucht werden, haben sich als unbegründet erwiesen. Die Handhabung geschieht so, daß ein gewünschter Artikel vom Benutzer mit einem Handgriff aus dem betreffenden Aktenordner gelöst und kopiert werden kann.

Interessant ist in diesem Zusammenhang noch: Obwohl Bibliotheksausstatter natürlich vieles anbieten, was auch für die Ausstattung unserer Selbstinformationsbereichs vielleicht sinnvoll und wünschenswert gewesen wäre, mußten wir darauf verzichten. Die

Beschaffungswege in der Verwaltung wären lang und mühsam gewesen und, wichtiger noch, wir besaßen auch keine Erfahrung und wollten erst einmal testen, ob und wie so eine Einrichtung genutzt werden würde. So wurde nur der Bestand an Holzregalen ergänzt und von Unihandwerkern aufgebaut, alle übrigen Hilfsmittel konnten fast ohne Ausnahme aus der Büromaterialversorgung der TU entnommen werden. Neu angeschafft werden mußten lediglich zwei weitere Caféhäustische mit Stühlen (für normale Arbeitstische wäre kein Platz gewesen), ein von den Häustischlern angefertigter Computer- und Videotisch sowie ein Recorder mit Monitor.

Die Rolle der Infothek In der Arbeit der Studienberatung

1996 haben über 2.000 Besucher die Infothek genutzt. Über Art und Dauer der Nutzung erheben wir keine Zahlen, es besteht jedoch der Eindruck, daß etwa 10% der Nutzer bis zu einer Stunde nachschlagen, lesen und kopieren, etwa die Hälfte zwischen zehn Minuten und einer halben Stunde den Raum nutzt; der Rest begnügt sich mit weniger.

Daß die Infothek nicht getrennt vom Clearing untergebracht ist, hat Vor- und Nachteile. Ungünstig ist, daß die Diskretion im Clearingbereich angesichts des insgesamt nicht übermäßig großen Raumes nur schwer gewahrt werden kann: Wenn die Tische der Infothek besetzt sind, ergibt sich bei normaler Stimmlage eine Situation des Mithörens, die wir gern vermeiden würden; auch hier warten wir auf bessere Zeiten, die mit dem geplanten, mehrfach erwähnten Infozentrum gegeben sein werden.

Trotzdem überwiegen m.E. die Vorteile: Der Selbstinformationsbereich steht durch die räumliche Anordnung sinnfällig im Zentrum der Beratungsstelle. Die sich selbst vermittelnde Botschaft des Raumes lautet etwa: "Informiere dich selbst, bei Fragen helfen wir, bei Problemen vermitteln wir dich zur Beratung weiter!"

Die Erfahrungen der ersten zwei Jahre sprechen dafür, daß von der überwiegenden Zahl der Besucher dieses Signal auch aufgenommen wird. In der früheren räumlichen Situation der Allgemeinen Studienberatung machte es z.B. häufig Mühe, Ratsuchende davon zu überzeugen, daß sie die Infobroschüren zu den Studiengängen selbst lesen müßten und nicht erwarten könnten, daß der Berater ihnen den Inhalt im Kurzreferat vorträgt. Das hat abgenommen und das ist eindeutig ein Ergebnis des optischen Eindrucks der Anlaufstelle.

Die Erfahrung ist durchaus, daß Besucher den Raum betreten, die Infothek wahrnehmen und vor dem Schritt an den Tresen des Clearings, angelockt von der Möglichkeit selbst zu gucken, Richtung Regal abbiegen, um ein wenig zu stöbern und ihr Informationsanliegen zunächst einmal auf eigene Faust zu befriedigen suchen. Mancher verzichtet danach sogar auf Inanspruchnahme von Clearing und Beratung. Andere Besucher werden durch die Kollegen im Clearing auf die Selbstinformationsmöglichkeiten aufmerksam gemacht und nutzen diese dann.

Auch im Beratungsgespräch spielt die Infothek eine Rolle; dabei sind jedoch Art und Umfang der Einbeziehung in das Gespräch bei den Kollegen unterschiedlich, je nach Beratungsstil. Während manche Kollegen sich damit begnügen, auf die Einrichtung zu verweisen, gehen andere nach Ende des Gesprächs nicht selten gemeinsam mit den

Ratsuchenden in die Infothek und geben gezielte Hinweise auf bestimmte Medien. Dazu ist allerdings erforderlich, daß sich der Berater selbst gut in der Infothek auskennt; regelmäßig werden daher vor Ort Einweisungen veranstaltet, bei denen Mitarbeitern neue Materialien und andere Änderungen vorgeführt werden.

Erleichternd ist die Infothek auch in der Arbeit mit Gruppen von Schülern, Eltern und Lehrern: Man kann Teilnehmern Zeit zur Selbstinformation einräumen und anschließend im Gespräch noch offene oder neu entstandene Fragen klären.

Insgesamt besitzt die Allgemeine Studienberatung der TU Berlin mit der Infothek nicht nur ein neues räumliches Zentrum, sondern auch ein Mittel, das Beratung von Informationsvermittlung weiter entlastet, Besuchern eigene Initiative nahelegt und viele Beratungsgespräche auf einem höheren Informationslevel stattfinden läßt. Im Idealfall unterstützt die Infothek einen Wahl- oder Entscheidungsprozess derart, daß auf ein Erstgespräch eine Lese-Phase folgt, deren Ergebnisse dann wieder im Gespräch mit Berater oder Beraterin vertieft werden. Auch die Interaktion von Gruppen Ratsuchender (vor allem Interessenten aus nicht-deutschen Elternhäusern kommen gern zu mehreren oder mit den Eltern) kann in der Infothek sinnvoll geschehen.

Ausblick

Bereits jetzt stößt die Infothek an räumliche Grenzen. Von der mangelnden Ausgestaltung der Informationen über das Auslandsstudium war schon die Rede. Der Darstellung der Fächer in einer aussagekräftigen und illustrativen Form sind unter den gegenwärtigen Bedingungen enge Grenzen gesetzt. Eine bessere akustische Trennung vom Clearingbereich wäre wünschenswert, ebenso ein längere Öffnungszeit.

Das alles wird sich erst im geplanten Informationszentrum der TU Berlin verwirklichen lassen. Die Zusammenarbeit mit anderen Stellen der Verwaltung dürfte größere Kapazitäten für die Aufsicht im Selbstinfobereich und damit die Möglichkeit längerer Öffnungszeiten mit sich bringen und die Größe des Raumes - einst Rechenzentrum der TU - bietet mit mehreren hundert Quadratmetern gute Voraussetzungen für einen benutzerfreundlichen, selbsterklärenden und zugleich umfassenden Selbstinformationsbereich.

Arbeitsgruppe 3

Peter Schott-Milde, Renate Schwan (ZSB Universität Münster)
**Dem Berater geht zur Hand /ein gut geschulter Praktikant -
Das Praktikant/Innen-Projekt an der Universität Münster**

1. Der Teilnehmer/Innenkreis:

Insgesamt interessierten sich ca. 15 Kolleg/innen für das Praktikant/innen-Projekt der Uni Münster. Die Zusammensetzung und auch die Erwartungen waren sehr unterschiedlich. Ein Teil der Teilnehmer/innen kamen von Beratungsstellen, in denen sie allein arbeiteten und sich Anregungen zur Unterstützung ihrer Beratungsarbeit und ihres Beratungsalltages durch Praktikanten erhofften. Andere Kolleg/innen waren neu in diesem Beratungsgeschäft und wollten sich über neue Beratungsmodelle informie-

ren und wiederum andere wollten das Angebot in ihrer Beratungsstelle erweitern und ebenfalls Seminare/Kurse für Studierende anbieten. Weiterhin stand bei einigen Beratungsstellen die Einführung von Erstsemester Tutorien und damit verbunden die Vorbereitung der Tutoren durch die Studienberatung an. Konkrete Erfahrungen mit Praktikanten waren nur vereinzelt vorhanden. Allerdings hatten ein bis zwei Kolleg/innen auch Erfahrungen in der Tutorenschulung. Eigene Erfahrungen in der Durchführung von Gruppenangeboten hatten ebenfalls nur einige Teilnehmer/innen bislang gesammelt. Durch die unterschiedliche Ausgangssituation der Tn und deren Ziele galt es vor allem auch zu überprüfen, an welche Voraussetzungen (bzgl. Zielsetzung, Organisation, Kompetenzen) die Übertragbarkeit unseres Modells geknüpft ist.

2. Darstellung des Praktikant/Innen-Projektes

Wir möchten hier nur kurz unser Projekt skizzieren. Wer mehr darüber wissen möchte, kann sich gerne an uns wenden.

2.1. Die Ausgangssituation und Idee

Die ZSB Münster bietet seit Jahren Trainings, Kurse und Seminare zu Themen wie Prüfungsvorbereitung/Prüfungsgänge, Lern- und Arbeitstechniken usw. an. Die Nachfrage der Studierenden war steigend, die Kapazitäten gleichbleibend. Zudem wollten sich die Kolleg/innen auch neuen Themen/Beratungsprojekten widmen und sich von den "alten" Themen eine Entlastung schaffen. Dadurch entstand die Idee, Gruppenangebote, die für Studierende wichtig sind, von Praktikanten durchführen zu lassen. Im WS 95/96 haben wir mit diesem Projekt begonnen. Wie wir die einzelnen Aspekte, die bei der Konzeption, Planung und Durchführung zu berücksichtigen sind, gestaltet haben, wollen wir im folgenden kurz beschreiben.

2.2. Die Ziele

Für uns standen folgende Ziele im Vordergrund:

- für die Studierenden: Erhaltung und Erweiterung des Angebotes bzgl. Methoden und Techniken des Studierens und Entwicklung von kommunikativ-sozialen Fähigkeiten
- für die Praktikant/innen: erste Erfahrungen in der Erwachsenenbildung und Gruppenleitung
- für die Berater/innen: Entlastung von "Routine", Entwicklung neuer Beratungsangebote, neue Motivation durch neues Projekt

2.3. Die Inhalte

Für die Themen der Gruppenangebote geben wir einen bestimmten Rahmen vor, d.h. einige Themen müssen abgedeckt werden (z.B. Prüfungsvorbereitung, Lern- und Arbeitstechniken, Referate und Hausarbeiten), einige sollten angeboten werden (z.B. Zeitmanagement, Gesprächsführung und Kommunikation, Streßmanagement, Rhetorik) und einige können durchgeführt werden (z.B. Studienmotivation, Selbstsicherheit usw.)

2.4. Auswahl der Praktikant/Innen

An diesem Praktikum können Studierende der Universität und Fachhochschule Münster unabhängig von ihren Studienrichtungen teilnehmen. Das Projekt beginnt nur zum

2. die nicht überall vorhandene spezielle Kompetenz für Schulung und Supervision.

Andererseits waren auch kreative Ideen da, diesen Problemen zu begegnen. Es wurde überlegt, den Mangel an eigener Kompetenz durch hochschulinterne Kooperation auszugleichen, indem man in Fächern wie etwa Sozialpädagogik, Psychologie, pädagogischen oder auch Theologie kompetente und zur Zusammenarbeit bereite Menschen anspricht. In Ausnahmefällen können sich auch die Referenten vorstellen, die Schulung der Praktikanten anderer ZSBen zu übernehmen; allerdings muß die Supervision der laufenden Arbeit dann anderweitig sichergestellt werden.

Für Nordrhein-Westfalen werden wir in absehbarer Zukunft noch einmal dieses Projekt, diesmal zentriert auf die Durchführung der Schulung, im Rahmen der Hochschulübergreifenden Fortbildung (HÜF, erreichbar über die FernUniversität Hagen) als Fortbildungsthema anbieten.

Arbeitsgruppe 4

Dr. Friedrich Wilhelm Mollenhauer FH, Gießen - Friedberg, Konrad Fleckenstein, FH Fulda

Die Darstellung der Studienberatung im Internet

Einführend wurden in dieser Arbeitsgruppe Kategorien wie etwa Form, Qualität, Layout und Umfang von Internet-Darstellungen diskutiert.

Beide Moderatoren, die auch als Internet-Autoren aufgetreten sind, kamen nach der Einführung sehr schnell zum Thema und stellten den Teilnehmern der Arbeitsgruppe sowohl verschiedene Browser als auch Editoren, das Handwerkszeug von Internet-Darstellungen, vor.

Die Teilnehmer kamen aus Universitäten, Fachhochschulen und von Studentenwerken und waren was die Vorkenntnisse für die Arbeit im Internet angeht, recht unterschiedlich "vorbelastet". Durch die gute technische Ausstattung, die der Arbeitsgruppe in Rechnerräumen des Rechenzentrums zur Verfügung stand und durch ein pädagogisch gut vorbereitetes Trainingsprogramm der Moderatoren bedingt, war es möglich, diese Unterschiede sehr schnell zu nivellieren.

Der Umgang mit neuen und zeitgemäßen Programmen und Methoden wurde geübt, die Teilnehmer konnten die Beispiele auf ihre Anwendungen in den einzelnen Hochschulen vorort zuschneiden. Es standen sowohl Server des Rechenzentrums der TU Berlin als auch Server der Moderatoren zur Verfügung. Ebenfalls wurde auf Server der Hochschulen zugegriffen, aus denen die Teilnehmer kamen.

Es zeigte sich, daß die Darstellung einer Hochschule im Medium Internet einer Visitenkarte entspricht, die einen Eindruck über das Ausbildungsprofil der Hochschule vermittelt und so auch als Indikator für die Qualität der Ausbildung gewertet wird.

Es wurden verschiedene HTML-Editoren vorgestellt, anhand von Beispielen wurden ihre jeweiligen Stärken und Schwächen aufgezeigt. Der Umgang mit und die Funktion von HTML-Befehlen und deren Wirkungen in verschiedenen Browsern wurde geübt. Erfahrung mit dem Entwurf und dem Editieren von Internetseiten wurden zwischen Moderatoren und Teilnehmern ausgetauscht, Details wie etwa zur HTML-Programmierung, zum Erstellen und Editieren von JavaScripts wurden vermittelt. Im Vordergrund standen praktische Übungen und Beispiele.

Arbeitsgruppe 5

Jan Bock, Münster und Stefan Prange, Gießen

Studieninformationsangebote der Zentralen Studienberatungsstellen im WWW und ihre Verknüpfung mit dem geplanten Bildungsserver Studien- und Berufswahl der BLK

In der Vorstellungsrunde wurde deutlich, daß die Struktur der Verantwortung der ZSBen für die Internet-Angebote der Hochschulen zum Thema Studium in ganz unterschiedlichem Ausmaß ausgeprägt sind. Es gab in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Ansätzen, Informationen über das Studium über Rechnernetze zugänglich zu machen. Dabei sind zwei Grundstrukturen zu unterscheiden:

- auf zentralen Rechnern bereitgehaltene Datenbanken sollten sicherstellen, daß nur „amtliche“ Informationen in Umlauf kommen. Der Nachteil dieser Technik ist, daß die Pflege und Aktualisierung dieser Datenbanken mit großem Aufwand verbunden ist, lokale Strukturen nicht abgebildet werden können und die Betreiber immer im Verdacht und der Versuchung sind, in Bereichen für „Ordnung“ zu sorgen, wie sie aus ihrer Sicht sein sollte.
- Dezentrale Ansätze entstehen an jedem Hochschulort; in den Bundesländern gibt es häufig Koordinationsgruppen, in denen die ZSBen versuchen, ihre Angebote im Interesse der Informationssuchenden abzustimmen.

Das Konzept des Bildungsservers Studien- und Berufswahl ist noch ganz am Anfang. Ursprünglich war die Aufgabe, die Inhalte des „Grünen Buches“ ins Internet zu bringen. Über diese Aufgabe hat sich die Planung bisher deutlich hinausentwickelt, ohne schon eine stabile Struktur gefunden zu haben. Insbesondere durch die hohe Zahl von Interessen, die sich in diesem Projekt bündeln, sind zentrale Fragen noch ungelöst: Wer z.B. wird die Studiengänge-Listen erstellen, auf der Grundlage welcher Daten usw? Wie werden die Übergänge auf die Angebots-Seiten der Hochschulen organisiert? Auch die Probleme der Begrifflichkeit und der Nutzbarkeit in Fremdsprachen müssen noch gelöst werden.

Zusammenfassend ist davon auszugehen, daß eine erste Fassung Anfang des Jahres 1998 präsentiert werden kann, die ZSBen müssen den Prozeß aufmerksam beobachten.

Es ist wohl unvermeidbar, daß sich - wie im Bereich der gedruckten Informationen - parallele Systeme entwickeln werden, die verknüpft werden müssen.

In einer Sitzungseinheit konnte ein erster Blick auf das System „Studium“ geworfen werden. Damit kann ein vernetztes Informationssystem der ZSBen geschaffen werden.

Konzept und Implementationsstrategie für einen bundesweiten "INTERNET-Studienführer der Zentralen Studienberatungsstellen der deutschen Hochschulen".

In dieser Sitzungseinheit befaßte sich die Arbeitsgruppe ausführlich mit der von der ZSB Münster (Jan Bock) entwickelten Konzeption für einen bundesweiten INTERNET-Studienführer der Zentralen Studienberatungsstellen nach dem Prinzip der "verteilten Datenbanken".

Der Grundansatz ist einfach: es geht schlicht um die Vernetzung der meist schriftlich vorhandenen lokalen Studieninformationen/Studienführer der Zentralen Studienberatungsstellen über das Internet, um auf diese Weise für StudieninteressentInnen, StudentInnen und StudienberaterInnen ein nach Beratungsgesichtspunkten und von der Studienberatung selbst konzipiertes und in Eigenregie gepflegtes Studienberatungsinformationssystem aufzubauen. Die modernen Kommunikationstechnologien, hier insbesondere das WWW des Internet, ermöglichen es heute, Informationsbedarfe mit nahezu unbegrenzter Informationstiefe und Flexibilität, abstimmbare (über entsprechende "Filter") auf die Bedürfnisse der unterschiedlichsten Nutzergruppen, über die vernetzten Computer der Hochschulen, die die zuständigen Primäranbieter von Studieninformationen über ihr eigenes Fächerangebot sind, kompetent, aktuell und äußerst kostengünstig zu erzeugen.

Ziel des INTERNET-STUDIENFÜHRERS der ZSBen ist es, die lokalen schriftlichen Studien- und Beratungsführer bezogen jeweils auf ein konkretes Studienfach an der Hochschule (Kurzinformationen zum Fach: Zulassungsvoraussetzungen, -bedingungen, N.C. etc., Studienschwerpunkte, Beratungshilfen etc., die Studienordnungen, Prüfungsordnungen, Kommentierte Veranstaltungsverzeichnisse etc.) in das HTML-Format zu übertragen und über das WWW bundesweit zu vernetzen. Der "INTERNET-STUDIENFÜHRER" besteht aus einem zentralen Einwahlpunkt, dem "Inhaltsverzeichnis des INTERNET-STUDIENFÜHRERS" auf der Homepage der ZSB-Münster. Dieses Inhaltsverzeichnis enthält die gesamte Liste der grundständigen (Phase 1), der weiterführenden (Phase 2) und der als Studienschwerpunkt (Phase 3) studierbaren Fächer an den deutschen Hochschulen und deren Studienorte (sortiert nach Bund und Ländern).

Das zentrale Inhaltsverzeichnis verzweigt an die dezentral gepflegten und aktualisierten Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Hochschulen bzw. ZSBen in Form einer lokalen Fächer- und Abschlußübersicht (Inhaltsverzeichnis des lokalen Studienführers einer ZSB). Diese Übersichtstabelle verzweigt auf jeweils eine Kurzinformation, die sog. "Karteikarte" pro Studienfach/Abschluß. Die "Karteikarte" enthält Grundinformationen über das angewählte Fach, die studierbaren Studienschwerpunkte und den Abschluß, über das Zulassungsverfahren, die Bewerbungsfristen, Bewerbungs- und Beratungs-

anschriften. Die "Karteikarte" pro Studienfach/Abschluß ist die Schnittstelle zu den gesamten Studienberatungsinformationen, die die lokale ZSB entweder selbst in ihrem WWW-Verzeichnis vorhält oder die sie aus dem Informationsangebot der eigenen Hochschule hier an die Karteikarte über LINKS einbindet: Studien- und Prüfungsordnung des Faches, kommentierte Vorlesungsverzeichnisse, Links zur Studienfachberatung etc., kurz Informationen, die aus studienberaterischer Sicht für StudieninteressentInnen und StudentInnen zu einem Fach relevant sind.

Das lokale Inhaltsverzeichnis und die Karteikarten sind in ihrer Form standardisiert und enthalten jeweils Rücksprünge zum zentralen Inhaltsverzeichnis in Münster, so daß ein Nutzer entweder über die Homepage einer ZSB auf dezentraler Ebene oder über den zentralen Einstieg in Münster den bundesweiten "INTERNET-STUDIENFÜHRER" nutzen kann und in den wichtigen Grundinformationen zu einem Studienfach an allen Hochschulen auf die gleichen Inhaltsverzeichnisse und Karteikarten stößt (Gütekriterium einheitliche Bedieneroberfläche).

Selbst wenn zunächst nicht in allen Fällen und gleich für jedes Fach vor Ort die jeweiligen Studien- und Prüfungsordnungen verfügbar sein sollten, sondern erst nach und nach eingebunden werden, hat der "INTERNET-STUDIENFÜHRER" auch schon in seiner ersten Realisierungsstufe erheblichen Informationswert, da erstmals in dieser Form auf Bundesebene mit Hilfe des WWW die Frage beantwortet werden kann: Welches Fach kann ich an welcher Hochschule studieren? Wie ist das Bewerbungsverfahren? Wo muß ich mich bewerben? Wer kann mich weiter informieren und beraten?

Für die ZSBen, die noch keinen Zugang zum Internet haben, werden bis zur Möglichkeit der Dezentralisierung das lokale Inhaltsverzeichnis und die Karteikarten zu den einzelnen Fächern als Service übergangsweise bei der ZSB-Münster geführt. Die Implementationsstrategie für den INTERNET-STUDIENFÜHRER ist folgende: Das von der ZSB Münster vor einigen Jahren bereits für die Beratungsarbeit der Zentralen Studienberatungsstellen entwickelte PC-Datenbanksystem AUFKONZU (Aufbau-, Kontakt-, Zusatz- und Weiterbildungsstudiengänge) wurde inzwischen aktualisiert und um die grundständigen Studien erweitert zur PC-Version STUDIUM. STUDIUM wird - wie bisher auch - allen ZSBen kostenlos für die Beratungsarbeit zur Verfügung gestellt. In das Programmsystem STUDIUM wurde ein HTML-Konverter eingebaut, der es nunmehr jeder ZSB, nachdem diese ihren Datenbestand über die ebenfalls neue Editierfunktion des Programmsystems aktualisiert und auf den neuesten Stand gebracht hat, ermöglicht, ihren Datenbestand (das lokale Inhaltsverzeichnis in Form einer standardisierten Fächer/Abschluß-Tabelle und die "Karteikarten" für alle Fächer mit den zugehörigen Links) in das HTML-Format zu transformieren.

Sobald diese Dateien in das entsprechende WWW-Verzeichnis der betreffenden ZSB kopiert worden sind und der Verzeichnisname der ZSB Münster mitgeteilt worden ist, funktionieren die Links im zentralen und dezentralen Inhaltsverzeichnis. STUDIUM kann und soll als Tool für jede ZSB die örtliche Datenpflege und Konvertierung in das Internet-Format übernehmen, bis ausreichende HTML-Kompetenzen in einer ZSB dies überflüssig machen.

Kurz- bis mittelfristig soll die PC-Datenbank STUDIUM durch die Internet-Version mit dezentralisierter Aktualisierung und Erweiterung ersetzt werden, um sie dann auch als INTRANET-Lösung im HTML-Format auf CD-ROM auch Nutzern ohne Internet-Zugang bzw. ohne ONLINE-Kosten (z.B. in den Schulen) zur Verfügung stellen zu können. Für die CD-ROM-Version müssen allerdings noch Sponsoren gefunden werden.

Die Teilnehmer der AG konnten an den auf den Rechnern des CIP- Pools des Rechenzentrums der TU - den Mitarbeitern des Rechenzentrums sei an dieser Stelle für die hervorragende Unterstützung herzlich gedankt - installierten Versionen von STUDIUM die Konvertierung ihrer Informationen in das HTML-Format ausführlich testen. Das Urteil war einheitlich positiv. STUDIUM befindet sich in der letzten Testphase und wird voraussichtlich im Mai an die ZSBen ausgeliefert werden können.

Die Arbeitsgruppe hat beschlossen, daß allen Studienberatungsstellen in der nächsten Zeit das Konzept vorgestellt werden soll und sie zur Mitarbeit eingeladen werden. Dazu wird ein Brief versandt, der in Grundzügen in der Kommission erörtert wurde.

Arbeitsgruppe 6

Dr. Monika Otto / Renate Wandt, PBS des Studentenwerks Berlin
Das Erstgespräch - unterschiedliche methodische Ansätze

An der Arbeitsgruppe nahmen Kolleginnen und Kollegen aus den neuen und alten Bundesländern teil. Unser Anliegen war, einen Einblick in die institutionellen Rahmenbedingungen und die Methodik unseres Arbeitens - möglichst praxisnah - am Beispiel des Erstkontakts zu vermitteln. Wir arbeiteten in einer Verbindung von Vortrag, Gruppenübungen und kreativem Austausch. Im Verlauf der Diskussion wurden die Komplexität der ersten Begegnung von Berater und Student bzw. der Arbeitsteilnehmer untereinander, ebenso wie die Unterschiedlichkeit des Vorgehens in der Erstberatung eindrucksvoll deutlich.

Thematisch bewegten wir uns dabei im Spektrum zwischen Informations- und Psychologischer Beratung. In der Studienberatung sind die Berater mit wechselnder Nachfrage unter z.T. schwierigen Arbeitsbedingungen konfrontiert - dies erfordert ein hohes Maß an persönlicher und fachlicher Flexibilität und einen kreativen Umgang mit der jeweiligen Situation.

Die Gesprächstechnik ist dabei nicht an einer psychotherapeutischen Richtung orientiert, sie nutzt vielmehr die Möglichkeiten der Ansätze, die miteinander vereinbar und erfolgversprechend sind. Im Gegensatz zur psychologisch-psychotherapeutischen Beratung stehen die inneren, seelischen Prozesse der Ratsuchenden nicht so sehr im Mittelpunkt. Die Ziele der Beratung liegen eher in der Studienorganisation und -bewältigung - dazu gehört auch die Vermittlung an andere soziale Dienste und universitäre Netzwerke - und weniger im Anregen der Selbstreflexion.

In der PBS betrachten wir die Erstberatung als eine Phase der Informationsgewinnung und Abklärung weiterer beraterischer und ggf. therapeutischer Maßnahmen. Zu Beginn dieser Phase steht das Erstgespräch mit der jeweils spezifischen Beziehungsgestaltung zwischen Klient und Berater - die Dauer der Phase variiert je nach Anliegen und Problemlage des Ratsuchenden zwischen einer und fünf Stunden.

In der Arbeitsgruppe machten wir uns in diesem Zusammenhang die Bedeutsamkeit von Raum und Zeit (internal wie external) bewußt, die der Berater durch seine Person und die Institution, in der er arbeitet, zur Verfügung stellt.

Schon vor der ersten Begegnung von Klient und Berater werden eine Fülle von Einflüssen wirksam : z.B. ist der Ratsuchende geschickt oder überwindet er selber die Schwelle in die Beratung? Welche Vorinformationen hat er über die Beratungsstelle? Weitere Faktoren sind der Anmeldemodus, die Räumlichkeiten etc.

Diese Vorfeldphänomene wirken u.a. bis in die Beziehungsgestaltung des Erstgesprächs hinein. Hinzu kommen Einwirkungsqualitäten von Seiten der Persönlichkeit des Beraters und der des Klienten. Der Erstkontakt stellt somit eine komplexe, zeitlich begrenzte Gesprächssituation dar, in der sich beide Persönlichkeiten begegnen - hierbei setzt der Berater seine geschulte Wahrnehmung und seine Resonanz auf den Klienten als Arbeitsinstrumente ein.

Im folgenden beschrieben wir Charakteristika unserer unterschiedlichen Methoden (Psychoanalyse und Klientenzentrierte Psychotherapie) anhand von Theorie und praktischen Fallbeispielen zum Erstgespräch:

Für ein analytisches Erstgespräch ist es notwendig, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich der Klient aussprechen und mitteilen kann. Daher überläßt der Berater in der zeitlich begrenzten Gesprächssituation anfänglich dem Klienten die Aktivität, drängt ihn zu nichts und geht auf seine Ansprüche und Erwartungen so weit ein, wie es die Realität der Situation zuläßt. Der Berater sollte nicht kritisieren und urteilen, sondern das annehmen, was der Klient bietet und nach dem offenen und verborgenen Sinn forschen. Durch ruhiges Abwarten, freundliche Zugewandtheit und gleichschwebende, gelegentlich fragende Aufmerksamkeit trägt er dazu bei, daß der Klient Scham, Angst, Furcht, Peinlichkeitsgefühle, aber auch Aggressionen ausdrücken kann und möglicherweise über Dinge spricht, die er sonst niemandem anvertraut. Er sollte vermeiden, den Klienten durch gezielte Befragung und Anweisungen zu einer passiv - magischen Erwartungshaltung zu verführen. Indem der Berater eine abwartende, offene Haltung einnimmt, nachdenklich schweigt und an passenden Stellen nachfragt, keine Ratschläge oder Rezepte gibt, setzt er den Klienten dosierten Frustrationen aus und beeinflußt ihn dahingehend, daß er sehr viel stärker seine Erwartungen und Wünsche im Gespräch inszeniert. Der Berater versucht den Klienten anzuregen, die gegenwärtige Gesprächssituation zu reflektieren. Wichtig ist, die Führung des Erstgesprächs an die Möglichkeiten des jeweiligen Klienten anzupassen.

Die Beratung sollte zur Vermittlung von Einsicht in Problemzusammenhänge dienen ebenso wie zur Bewußtmachung der unbewußten Beweggründe und Hindernisse.

Zum Handeln in der Klientenzentrierten Beratung / Psychotherapie:

Gerade im angstbesetzten Erstkontakt, in dem vorbewußte Wahrnehmungs- und Denkprozesse bei Klient und Berater sehr schnell ablaufen, ist der Berater fachlich wie menschlich gefordert, ein Beziehungsangebot zu verwirklichen, das dem Klienten Vertrauen in die Situation ebenso wie in sein persönliches Wachstum ermöglicht.

Zur Festigung und Entwicklung des entstehenden Arbeitsbündnisses stellt sich der Berater als transparenter und aktiver Kommunikationspartner zur Verfügung,

Durch einführendes, aufmerksames Zuhören nimmt er die Probleme in der Sichtweise des Klienten auf - ebenso wie er durch offenes Fragen dazu verhilft, Bedeutungszusammenhänge zu erleben und zu konkretisieren.

Konkrete Themen, mit denen die Ratsuchenden kommen, werden so zum Anlaß herauszufinden, in welcher Art Beziehung sie zu diesen Inhalten stehen. Der Berater achtet dabei nicht nur auf die verbalen Botschaften des Klienten, sondern auch auf seinen Körperausdruck, die vielfältigen non - verbalen Signale.

Durch die akzeptierende und Anteilnehmende Haltung des Beraters wird im Klienten ein Prozeß angeregt, der die Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben, den Gedanken und Gefühlen ermöglicht. Das, was bisher als diffuse Angst erlebt wurde, beginnt sich im Kontakt, schon beim Aussprechen zu strukturieren. Anfängliche Gefühle von Anspannung und Unsicherheit differenzieren sich - wenn diese erste Beziehungsaufnahme „glückt“, dann entstehen gegenseitige Akzeptanz und Zutrauen in das Entwicklungspotential des Klienten.

Hinsichtlich unseres Tagungsthemas "Hochschule in der Strukturkrise - Gefahr und Chance für die Beratung" wollen wir deutlich machen, daß eine gelungene (Erst-) Beratung weit mehr ist als eine Ware, die der Berater dem Studenten (Kunden) verkauft (frei zitiert nach Anke Brunn: "Lehre, gute Ausbildung und Forschung sind mehr als eine Ware"). Das Beratungsgeschehen auf akademische, rein sachlich-organisatorische Fragestellungen reduzieren zu wollen, läßt zentrale und vor allem vitale Ressourcen für Leistungsbereitschaft und -fähigkeit beim Studierenden ungenutzt.

Der Student ist hier wie in anderen Bereichen der Hochschule, Teil der Gemeinschaft von Lehrenden, Lernenden und Beratenden, wo es darum geht, den gemeinsamen Lern- und Beziehungsraum durch vielfältige und produktive Kommunikationserfahrungen zu gestalten und dadurch als sinnvoll zu erleben.

Arbeitsgruppe 7

Anneliese App, PBS - Studentenwerk Berlin

Prüfung als Chance - Prüfungsangst im Kontext von Abhängigkeit und Autonomie

In dieser Arbeitsgruppe stellte ich einen konfliktorientierten theoretischen Ansatz für die Beratung bei Prüfungsangst vor. Die Arbeitsweise mit diesem Ansatz demonstrierte ich an 2 Fallbeispielen, einem Beispiel aus meiner körperorientierten Arbeit mit einer Prüfungsgruppe und einem Beispiel aus einer längeren Einzelberatung.

Die ArbeitsgruppenteilnehmerInnen hatten die Gelegenheit, sich in der anschließenden Diskussion und in Kleingruppenarbeit an Hand von mitgebrachten Fallbeispielen mit dieser Betrachtungsweise vertraut zu machen. In der Diskussion wurde unter anderem dem konfliktorientierten Ansatz der verhaltensorientierte Ansatz in der Prüfungsberatung gegenübergestellt. Beide Herangehensweisen schließen sich nicht aus, sondern ergänzen sich. Es ist im Einzelfall zu entscheiden, was möglich, gewünscht und angebracht ist. In jedem Fall ist das Wissen über mögliche Ursachen, Hintergründe und Zusammenhänge hilfreich für die Beratung.

Prüfung als Chance - Prüfungsangst im Kontext von Abhängigkeit und Autonomie

Der Anteil der Studierenden, die unsere Beratungsstelle aufsuchen, weil sie an Prüfungsangst leiden, ist in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen. Der Wunsch dieser Studierenden ist es, die Angst so schnell wie möglich loszuwerden, das ist verständlich, wenn Angst vorwiegend als negativ bewertet wird. Bei der Arbeit mit Studierenden mit Prüfungsangst interessiert es mich, die Angst nicht als isoliertes Phänomen zu betrachten, sondern im Zusammenhang zu sehen mit der aktuellen Lebenssituation und der Gesamtpersönlichkeit des/der betreffenden Studierenden. Ich hoffe, mit den folgenden Ausführungen sowohl Anregungen für eine Diskussion als auch für die Arbeit mit Studierenden mit Prüfungsangst zu geben.

Angst ist eine gefühlsmäßige Reaktion auf Gefahr, wodurch physiologische Prozesse in Gang gesetzt werden, die den Körper zum Angriff oder zur Flucht befähigen. Unter anderem wirken auch unbekannt Situationen verunsichernd und beängstigend.

Prüfungsangst ist eine reale Angst, da vom Bestehen oder Nichtbestehen der Prüfung wichtige berufliche Interessen abhängen und die Chance, ob man besteht oder nicht besteht, nicht nur der eigenen Kontrolle untersteht, sondern auch von Faktoren abhängt, die unkontrollierbar sind wie Tagesform, Wohlwollen des Prüfers, Glück mit der Aufgabenstellung. Die Angst dient als Motor, um sich entsprechend auf die Situation einzustellen, sich inhaltlich und emotional vorzubereiten und sich dadurch für die Herausforderung zu wappnen. Diese Vorbereitung bedeutet zwar eine Anstrengung, ist aber auch mit Befriedigung, Freude und Stolz über die Fortschritte verbunden.

Pathologisch wird die Angst, wenn durch sie Arbeitsstörungen oder Blockaden in der Prüfungssituation entstehen, d.h. die Handlungsfähigkeit in unzumutbarem Ausmaß

beeinträchtigt ist. Man kann diese pathologische Angst und die damit verbundene Unfähigkeit zu zielorientiertem Handeln als Ausdruck des Grundkonflikts zwischen Abhängigkeit und Autonomie betrachten, der in der aktuellen Situation begründet sein kann als auch in früheren Erfahrungen.

Was verstehe ich unter Abhängigkeit und Autonomie? Ich lehne mich dabei an die Definition von Lüders und von Mentzos an und gehe davon aus, daß es im Menschen 2 Grundbestrebungen gibt:

Das Streben nach **Abhängigkeit** bzw. Bindung begreife ich als jegliches Streben, von einer anderen Person emotionale und körperliche Zuwendung zu bekommen, geliebt, geachtet, unterstützt zu werden, Geborgenheit zu erfahren, für eine andere Person Wichtigkeit und Bedeutung zu haben, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu erlangen und auch diese Zuwendung an andere weiterzugeben.

Das Streben nach **Autonomie** begreife ich als jegliches Streben weg von der Bindungsperson auf den eigenen Körper, die Umgebung, einen Wissensgegenstand zu, das Streben nach Eigenständigkeit, sich Raum zu nehmen, zu arbeiten, kreativ zu sein, Einfluß zu nehmen auf Beziehungen und Lebensumstände, sich Ziele zu stecken, Kompetenz zu erwerben.

Zwischen beiden Strebungen bestehen Zusammenhänge. Für die Selbstständigkeitsstrebungen brauchen wir als soziale Wesen den Beistand anderer und die Sicherheit, daß die Verbindung zu unseren Bezugspersonen bestehen bleibt, wenn wir uns entfernen, sonst sind unsere Selbstständigkeitswünsche beeinträchtigt durch Trennungs- und Verlustangst. Für die Abhängigkeitsbestrebungen brauchen wir die Sicherheit, daß wir uns nicht in einer anderen Person verlieren, uns abgrenzen können, daß wir uns selbst und den anderen als eigenständige Person anerkennen können, uns entfernen können, sonst wird Bindung von Identitätsverlust bedroht.

Wir verändern, nehmen Einfluß, sind aktiv, sind Subjekt sowohl in unseren Beziehungen als auch in unserer Arbeit, und wir werden verändert, sind passiv, werden Objekt, geben uns hin sowohl in Beziehungen als auch in unserer Arbeit.

Es gibt nun Mechanismen und Erfahrungen, die beide Strebungen stören, sowohl die Autonomiebestrebungen als auch die Abhängigkeitsstrebungen. Lüders unterscheidet **unterdrückende Mechanismen** und **symbiotisierende Mechanismen**. Zu den Unterdrückungsmechanismen gehören Methoden wie Bestrafung und Beschämung, die moderat angewandt Entwicklung fördern, extrem angewandt Entwicklung hemmen, da sie zu Strafangst und Schamangst führen. Es kann auch als überschießende Gegenreaktion auf diese Unterdrückung nicht zu einer Hemmung, sondern zu Schamlosigkeit und Rebellion um jeden Preis kommen oder zu wahllosem, beziehungslosem Kontaktverhalten, was auch nicht zu innerer Freiheit und Geborgenheit führt.

Mit symbiotisierenden Mitteln soll verhindert werden, daß eine Bezugsperson weggeht und Zusammensein soll erzwungen werden. Zu diesen Mitteln gehören Anklammerung,

Rückzug und Rückzugsdrohungen. Diese Mechanismen führen bei der Person, die ihren Selbstständigkeitswünschen nachgehen will, zu Verlustangst und Schuldgefühlen. Oft werden diese Mechanismen unbewußt eingesetzt oder wie in Fällen von tödlicher Krankheit sind es schicksalsbedingte Umstände, die diesen Mechanismus hervorrufen. Bowlby hat ausführlich beschrieben, wie unverarbeitete Trauer beim Tod oder bei einer Trennung von einer nahestehenden Bezugsperson zu einem Wartezustand führen kann, der sowohl die autonomen Bestrebungen beeinträchtigt als auch verhindert, neue Bindungen einzugehen.

Weitere symbiotisierende Mechanismen sind die Überfürsorge, die das Vertrauen des anderen in seine Fähigkeiten und Kompetenzerfahrungen verhindert oder Beistandsentzug.

Wie können diese theoretischen Überlegungen nun auf die Beratung bei Prüfungsangst angewandt werden?

Menschliche Entwicklung vollzieht sich im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Abhängigkeit. Symptomatisches Verhalten oder Stagnation entsteht, wenn entweder das Streben nach Bindung oder das Streben nach Selbständigkeit beeinträchtigt ist. Man wehrt sich dagegen, verändert zu werden und man gibt es auf, verändernd zu wirken.

In der Prüfung werden sowohl autonome Fähigkeiten gefordert wie sich neues Wissen aneignen, eigene Ideen, Meinungen und Urteile bilden, die Vorbereitung organisieren, um ein gesetztes Ziel zu erreichen, und schließlich, sich der Prüfungssituation zu stellen und sich mit der erworbenen Kompetenz zu zeigen. Andererseits sind auch Anpassungsleistungen gefordert, da jede Prüfung auch einen Unterwerfungsaspekt hat. Sie fordert Unterwerfung unter die vorgegebenen Strukturen, die Eigenart des Prüfungsstoffs und die Erwartung der Prüfer.

In der Prüfungsberatung gilt es herauszufinden, was der/die Studierende braucht, um den Schritt nach vorne zu wagen. Das bedeutet oft, sich von alten Konditionierungen und Verstrickungen zu befreien.

Prüfungsangst wird oft nur auf das Prüfungsergebnis bezogen. Mir erscheint diese Sicht zu eingengt. Ich finde es sinnvoll zu unterscheiden, ob sich die Angst auf die Zeit vor der Prüfung bezieht, auf das Prüfungsergebnis selbst oder auf die Zeit nach der Prüfung.

Angst, die sich auf die Zeit vor der Prüfung bezieht:

Etwas Neues zu wagen, ist immer mit Spannung und Angst verbunden. Wer sich zur Prüfung entschließt, setzt sich der Konkurrenz der Kommilitonen aus, setzt sich frustrierenden Situationen aus, die dadurch entstehen können, daß die Schwierigkeit der Aufgabe falsch eingeschätzt wurde, verzichtet auf unmittelbare Befriedigung, setzt sich

der Gefahr aus, zu scheitern, kritisiert und beobachtet zu werden. Es gibt Studierende, die durch diese Begleitumstände von der Verfolgung ihres Ziels abgeschreckt werden. Ein Student, der sich nicht zwischen 2 Diplomarbeitsthemen entscheiden kann, formuliert das so: „Ich möchte nicht um die Entscheidung würfeln, sondern ein Thema bearbeiten, das mich interessiert, habe aber Angst vor dem Risiko und daß es ein Flop wird und will deshalb nicht investieren.“ Ein anderer Student hat die Einstellung: „Ich will nur machen, was mir Spaß macht.“

Es gibt Studierende, die nicht wissen, was in der Prüfung gefordert ist. Sie stellen an sich selbst die höchsten unrealistischen Ansprüche und vermeiden Gespräche mit Kommilitonen, Arbeitsgruppen und Dozenten. Sie wollen ganz autonom sein und überfordern sich, weil sie es nicht gelernt haben, Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Das Gegenteil dazu sind Studierende, die sich nur auf die Arbeitsgruppe verlassen und nicht auf die eigenen Fähigkeiten. Sie scheitern dann in der Prüfung, wo sie ganz auf sich gestellt sind.

Anderen fehlt es an Struktur. Es ist dann sinnvoll, als ersten Schritt Zeitmanagement und effektive Arbeitstechniken zu vermitteln.

Trotz oder Rache den Eltern gegenüber kann ein Motiv sein, den Schritt nach vorne, d.h. das Lernen zu verweigern. Eine Studentin hat das so ausgedrückt: „Ihr wollt nur unser Bestes, aber wir geben es euch nicht“. Rebellische Naturen haben auch mit der Anpassungsleistung Schwierigkeiten, die eine Prüfung fordert.

Studierende mit einem unrealistischen idealisierten Selbstbild, die es z.B. als Kränkung erleben würden, sich einzugestehen, daß sie für eine Prüfung auch lernen müssen, vermeiden die Prüfungsvorbereitung nach dem Motto: „Wenn ich wollte, könnte ich.“

Das Gegenteil dazu sind Studierende, die ein eindeutig negatives Selbstbild haben und sich während des Lernens immer wieder selbst entmutigen. Sie haben starke Angst vor Mißerfolg, der dadurch verstärkt wird, daß sie überzeugt sind, daß andere eine genauso schlechte Einschätzung ihrer Person haben wie sie selbst.

Auch starke Selbstbildschwankungen führen zu Arbeitsstörungen, wenn immer wieder der Zugang zu den eigenen Fähigkeiten verloren geht und der Studierende sich abwechselnd als Genie und Versager fühlt.

Studierende, die symbiotisch mit nahen Bezugspersonen verstrickt sind, haben mit Schuldgefühlen zu kämpfen, wenn es um die Verfolgung ihres eigenen Fortkommens und ihrer eigenen Autonomie geht. Z.B. eine Studentin, deren Mann immer krank wurde, wenn sie Vorlesungen besuchen wollte und er die Kinderbetreuung übernehmen sollte.

Angst, die sich auf die Zeit während der Prüfung bezieht:

Dadurch, daß Prüflinge ihre Erfahrungen mit strengen, strafenden oder demütigenden Autoritäten auf die Prüfer übertragen, wird die Angst vor der Prüfungssituation verstärkt.

Es gibt Studierende, die sich in der Prüfungssituation ausgeliefert fühlen, als Opfer. Sie sehen keine eigene Einflußmöglichkeit auf die Prüfungssituation und den Prüfungserfolg. Die Ursache für den Erfolg erscheint ihnen unkontrollierbar (Glück, Wohlwollen des Prüfers, Hilfe der Mitprüflinge); eigene Begabung, eigene Anstrengung, gute Vorbereitung wird von ihnen gering geschätzt.

Sich mit seinen Fähigkeiten und Kenntnissen zu zeigen, kann alte Schamkonflikte aktivieren. Anderen ist es peinlich, mit den körperlichen Symptomen ihrer Aufregung gesehen zu werden, wie Schwitzen oder Zittern, und sie konzentrieren ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, diese zu kaschieren, wodurch ihre Konzentration auf die Prüfungsinhalte beeinträchtigt ist. Studierende, deren Selbstwertgefühl wesentlich von ihrer Leistungsfähigkeit abhängt, fühlen sich in der Prüfung als ganze Person beurteilt, wodurch das Versagen existentiell erlebt wird.

Bei Studierenden, die vor der Prüfung in der Hochschulpolitik aktiv waren, wo sie sich kritisch mit den Prüfern oder dem Prüfungssystem auseinandergesetzt haben, kann eine Angst vor Bestrafung oder Rache für ihre Aktivitäten entstehen.

Angst, die sich auf die Zeit nach der Prüfung bezieht:

Das kann ganz realistisch die Angst vor der Arbeitslosigkeit sein. Es kann auch die Angst sein, den Anforderungen des Arbeitsalltags nicht gewachsen zu sein, sowohl den inhaltlichen als auch den sozialen Anforderungen. Der Grund kann sein, daß sich die Studierenden eine Zeit des Ausprobierens und des Übens nicht zugestehen oder daß frühere Versagenssituationen in die Zukunft projiziert werden.

Es können auch Zweifel aufkommen, ob mit der Studienwahl die richtige Entscheidung getroffen wurde oder ob man nur durch die Eltern oder durch Zufälle in diese Studienrichtung hineingetrieben wurde und jetzt auf einen beruflichen Werdegang festgelegt ist, der fremdbestimmt ist. Studierende, die aus Nichtakademikerkreisen kommen, entfernen sich mit ihrem Studienabschluß stärker von ihrer Herkunftsgruppe, was als konfliktuell erlebt werden kann. Auch das Fehlen von positiven Vorbildern und Vorstellungen für das Berufsleben verstärkt die Angst.

Übergroßer Druck entsteht durch das Nichtvorhandensein von Alternativen, falls es mit der Prüfung nicht klappt.

Einige Studierende wollen sich erst Gedanken über das Berufsziel machen, wenn sie alle Prüfungen hinter sich haben. Diese totale Vermeidung kann unbewußte Ängste

verstärken. Klare Vorstellungen über das Berufsziel korrelieren hoch mit Studien- und Prüfungserfolg.

Für andere Studierende wird durch die abgeschlossene Prüfung die Bindung an die Herkunftsfamilie wieder stärker, was als Druck erlebt werden kann, z.B. wenn ein elterlicher Betrieb übernommen werden soll oder ausländische Studierende wieder in ihr Heimatland zurückkehren sollen. Das Studium wird als Freiraum erlebt, den aufzugeben schwer fällt.

Alle diese Ängste beeinflussen die Prüfungsvorbereitung und die Prüfung. Studierende wenden Strategien an, um diese **Ängste abzuwehren**. Dazu gehören:

- Das Aufschieben der Prüfungsvorbereitung bis der Druck unerträglich ist.
- Das Verleugnen der Bedeutung der Prüfungssituation.
- Das Verfallen in pseudoprogresives Verhalten wie Lüders es nennt, das sind Handlungen, die auch eine verändernde Wirkung haben, aber mit dem eigentlichen Ziel, der Prüfungsvorbereitung, nichts zu tun haben. Z.B. fing eine Studentin ein paar Wochen vor der Prüfung an, ihre Wohnung zu renovieren.
- Das Verstärken regressiver Handlungen wie sich verlieren in Kontakten oder Einnahme von Suchtmitteln.
- Somatisierung (Schlafstörungen, Magen-, Atembeschwerden, Kreislaufstörungen, Allergien, Kopfschmerzen, gestörtes Eßverhalten).

Literatur:

Regula D. Naef: Rationeller Lernen lernen. Beltz Bibliothek

Hans Joachim Weiß: Prüfungsangst. Lexika Verlag

Wolfram Lüders: Psychotherapeutische Beratung - Theorie und Technik. Verlag für medizinische Psychologie

Stavros Mentzos: Neurotische Konfliktverarbeitung. Fischer Taschenbuch

John Bowlby: Verlust. Fischer Taschenbuch

Arbeitsgruppe 8

Dorothea Ohle, PBS - Studentenwerk Berlin

Gruppenangebot der PBS Berlin für Langzeitstudierende

An der Arbeitsgruppe 9 nahmen 10 Kollegen und Kolleginnen teil, die in unterschiedlichen Kontexten (Allgemeine Studienberatung, Arbeitsamt, Psychologische Beratung und Therapie) auf Studierende in sehr hohen Fachsemestern treffen.

Die KollegInnen nehmen diese Klienten als „pflegebedürftig“ wahr, von Seiten der Hochschulen gibt es aber wenig oder keine Fürsorge für diese Studierenden (oder besser Immatrikulierten) - „die tun nicht weh, nur der Statistik“.

Ich stelle mein Gruppenangebot vor. Es handelte sich um **zeitlich begrenzte** (1 Semester) **themenzentrierte Selbsterfahrungsgruppen** mit dem Ziel, die persönliche Bedeutung des Aufschiebens und Verharrens in der Rolle des Adoleszenten zu verstehen und aus der Verweigerung wieder zum Handeln zu kommen.

Ich habe in den Gruppen nicht nach einem feststehenden Programm gearbeitet, sondern die im Vordergrund stehenden Themen psychodramatisch aufgegriffen, entweder als Gruppen- oder als Protagonistenspiel.

Ein Beispiel sei hier erwähnt, das auch in der Arbeitsgruppe von den KollegInnen mit viel Kreativität, Witz und Ernsthaftigkeit ausprobiert wurde. Ich hatte die GruppenteilnehmerInnen aufgefordert, Gedichte zu schreiben zu dem Thema „Aufschieben ist besser als ...“, um dem Rätsel der Verweigerung auf die Spur zu kommen. In der Selbsterfahrungsgruppe schlossen sich dann jeweils sehr intensive Protagonistenspiele an.

Die **Katamnese** ergab, daß es für die Teilnehmer wesentlich war, die eigene Isolation und Scham zu überwinden, andere Studierende in ähnlichen Lagen kennenzulernen, sich ernst genommen zu fühlen und gehört zu werden.

Die Gruppe hatte ihnen geholfen, sich nicht mehr als „LOOSER“ zu fühlen, sondern durch den Respekt und das Wohlwollen für die anderen Teilnehmer auch die eigene Selbstachtung zurückzugewinnen.

Alle Teilnehmer haben weiterhin Kontakt zu einzelnen aus der Gruppe, es gibt unregelmäßige Treffen. Alle(!) hatten sich nach Ende der Gruppe neu verliebt. Einige begannen eine Einzeltherapie, einige haben ihr Studium abgebrochen, andere wieder angefangen zu studieren. **Es war etwas in Bewegung geraten.**

In der Diskussion mit den KollegInnen wurde deutlich, wie viele Parallelen es vom Verhalten von Langzeitstudierenden zu süchtigen Patienten gibt und wie sinnvoll, ähnlich wie in der Arbeit mit Süchtigen, Gruppen für dieses Klientel sind - eventuell auch als Selbsthilfegruppen.

Ein anderes Ergebnis der Diskussion war, als Leiterin das Erreichte zu würdigen und nicht (ähnlich wie die KlientInnen) ein phantastisches Ergebnis zu erwarten und das Mögliche zu entwerfen.

Literatur, die sich speziell mit Gruppen für Aufschieber, Langzeitstudierende befaßt: Ritter, Renate: „Zum Verständnis und zur Bearbeitung von Gruppenprozessen“. PSYCHODRAMA, Heft 2/93, in Szenario Verlag, Köln
Rückert, Hans-Werner: „Wann, wenn nicht jetzt? Über das Aufschieben“ in: Studieren mit Lust und Methode, Knigge-Illner, Kruse (Hrsg.), Deutscher Studien-Verlag, Weinheim 1994

Arbeitsgruppe 9

Dr. Helga Knigge-Illner, Hans-Werner Rückert

Zur Psychologischen Beratung an Hochschulen - Leitlinien und Eckpunkte

Dieser Workshop stellte für alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen eine unvergeßliche Erfahrung dar: Mehr als 30 Personen, darunter weniger direkt Betroffene (Studien-, Sozialberater/innen), aber auch - wie aus der ARGE-Vergangenheit bestens bekannt - bis ins Herzblut Beteiligte wie die Vertreter/innen der Psychologisch-Psychotherapeutischen Beratungsstellen des Deutschen Studentenwerks und der Psychologischen Beratungsstellen an den Hochschulen redigierten einen von den Veranstaltern vorgelegten Resolutionsentwurf. Knappes Zeitbudget (nur Freitag vormittag stand zur Verfügung), hohe Konsensbereitschaft und eine sehr konstruktive Diskussionsbereitschaft sowie die triebfreundlich-gewährende, aber stets straffe Sitzungsleitung ermöglichten das kleine Wunder, die nachfolgend abgedruckte Resolution zu verabschieden, die am nächsten Tag vom ARGE-Plenum angenommen wurde.

PSYCHOLOGISCHE BERATUNG FÜR STUDIERENDE WICHTIGER DENN JE!

Notwendigkeit des Ausbaus psychologischer Beratungsstellen an den Hochschulen und beim Deutschen Studentenwerk

- 1 10 Prozent der 1,8 Millionen Studierenden der Bundesrepublik Deutschland nehmen im Laufe ihres Studiums fachkundige Beratung bei psychischen Problemen, die im sozialen Feld Hochschule auftreten, in Anspruch. Die aktuelle Nachfrage der Studierenden übersteigt stets den Umfang des Beratungsangebots durch Hochschulen und Studentenwerk. Das besondere Spannungsfeld Hochschule, das aus dem Zusammentreffen von institutionellen Belastungsfaktoren und Konfliktpotentialen auf Seiten der Studierenden entsteht, macht die Einrichtung bzw. den Ausbau von psychologischen Beratungsstellen mit spezieller Ausrichtung auf die Probleme der Adressatengruppe dringend erforderlich.
- 2 Psychologische Beratungsstellen helfen Studierenden dabei, studienbedingte persönliche Schwierigkeiten zu überwinden. Sie fördern die Studierenden darin, ihre persönlichen Potentiale zu entfalten, Studienanforderungen erfolgreicher zu bewältigen und zu einer größeren Studienzufriedenheit zu gelangen. Damit verbessern sie ihre Integration in die Hochschule.
- 3 Psychologische Beratung fördert gleichermaßen die Persönlichkeitsentwicklung der Studierenden und hilft dabei, Qualifikationen wie Ich-Stärke, Identität und Selbstakzeptanz sowie Teamfähigkeit zu erwerben, die für zukünftige gesellschaftliche Entscheidungsträger unabdingbar sind.
- 4 Psychologische Beratungsstellen beugen durch spezialisierte Beratungsmaßnahmen (insbesondere Gruppenangebote), die auf bestimmte, häufig auftretende Anforderungssituationen und daraus folgende Belastungen (Prüfungen,

öffentliches Reden etc.) gerichtet sind, der Entstehung oder Chronifizierung von Störungen vor. Sie haben dafür spezifische, in ihrer Wirksamkeit überprüfte Interventionsmaßnahmen entwickelt, die den Studierenden erforderliche Kompetenzen und fachübergreifende Qualifikationen (z.B. soziale und kommunikative Kompetenzen) vermitteln, die bei vielen unzulänglich ausgebildet sind.

- 5 Psychologische Beratungsstellen tragen mit der Wahrnehmung dieser Aufgaben dazu bei, daß Studierende mit Problemen nicht aus dem universitären Kontext ausgegliedert werden. Sie helfen somit, gesellschaftliche Kosten einzusparen.
- 6 Durch psychologische Beratung tragen Hochschule und Studentenwerk ihrer Verantwortung für die Studierenden Rechnung und eröffnen Möglichkeiten und Vorgehensweisen, unerwünschtem Studienfachwechsel und Studienabbruch sowie ineffizienten Studienzeiterlängerungen wirkungsvoll zu begegnen.
- 7 Das Studentenwerk trägt seiner gesundheitspolitischen und sozialen Verantwortung für Studierende und Hochschule Rechnung, indem es ein breitgefächertes Angebot zur Bewältigungentwicklungsspezifischer Konflikte und Krisen bereitstellt.
- 8 Psychologische Beratung an den Hochschulen ist integraler Bestandteil eines Beratungssystems, in dem sie in Kooperation mit orientierender Studienberatung und weiteren - z.T. noch aufzubauenden - Diensten wie Career Service und in Vernetzung mit dezentralen Stellen der Studienfachberatung die Aufgaben einer verantwortlichen individuellen Karriereförderung wahrnimmt. Sie trägt damit zum Renommée des Leistungsprofils der Hochschule nach außen bei. In einem derartig vernetzten System kann psychologische Beratung die ihr von ihrer Entstehung an aufgetragene Rückmeldefunktion gegenüber Lehre und Studium in besonders günstiger Weise wahrnehmen.
- 9 Die psychologischen Beratungsstellen für Studierende am Hochschulort kooperieren eng und abgestimmt zur Erfüllung ihrer gesetzlichen Aufgaben. Sie arbeiten darüber hinaus mit den weiteren Einrichtungen des regionalen psychosozialen Versorgungssystems zusammen.
- 10 Bei wachsendem Bedarf und steigender Nachfrage nach qualifizierter Studien- und Psychologischer Beratung stagnieren personelle und sächliche Ausstattung der Beratungsstellen für Studierende seit langem oder werden sogar noch gekürzt. Die Studienberater/innen und psychologischen Berater/innen mahnen die seit langem überfällige Verwirklichung der von Hochschulrektorenkonferenz und Deutschem Studentenwerk erhobenen Forderungen nach Ausbau des qualifizierten Beratungsangebots für Studierende dringend an.

Arbeitsgruppe 10

Eva-Maria Orgel, Günter Decker, Cornelia v. Essen, PBS - Studentenwerk Berlin
Zur Bedeutung der Ost-/Westherkunft in Beratung und Psychotherapie

Sechs Jahre nach der Wiedervereinigung fragten wir nach der Bedeutung der deutsch-deutschen Herkunft in der Begegnung zwischen Studierenden und BeraterInnen. Dieses Thema wird in Beratungen und Therapien zwar selten offen angesprochen, ist jedoch, wie wir vermuteten, im Hintergrund wirksam.

Zwei Befragungen von 15 bzw. 11 KlientInnen der Psychologisch-psychotherapeutischen Beratungsstelle in Berlin-Friedrichshain ergaben, daß bereits beim ersten Beratungskontakt die vermutete bzw. tatsächliche Herkunft der KlientInnen und der BeraterInnen für die gegenseitige Wahrnehmung eine Rolle spielt. So gaben die Studierenden an, daß sie sehr wohl die Herkunft des Gegenübers für wichtig halten. Insbesondere Studierende aus den neuen Bundesländern äußerten, daß sie gegenüber Beratern „aus dem Westen“ reservierter wären, sich minderwertiger fühlen würden und Sorge hätten, von denen richtig verstanden zu werden. Ganz offensichtlich bestehen auf beiden Seiten viele Vorannahmen, die Unterschiede überbetonen oder aber verleugnen.

In der Arbeitsgruppe haben wir mit der Methode des Clustering einen spielerischen Zugang zu unseren Klischeevorstellungen über „die StudentIn“ und „die BeraterIn/TherapeutIn“ aus dem Osten bzw. aus dem Westen gefunden. Wir haben unsere Erfahrungen zusammengetragen, und es entstand darüber ein reger Austausch in einer offenen Atmosphäre. Bereits die anfänglichen spontanen Zuordnungen der Teilnehmer untereinander hinsichtlich deren Herkunft zeigte, wie rasch wir uns von unseren Vorurteilen leiten lassen. Weiterhin wurde deutlich, wie unterschiedlich wir uns je nach (vermuteter) Herkunft unseres Gegenübers verhalten: Je nachdem verhalten wir uns beispielsweise vorsichtiger, zurückhaltender, direkter, fürsorglicher oder fordernder. Wenn sich im Kontakt mit einer KlientIn anderer Herkunft Schwierigkeiten und Verständnisprobleme einstellen, neigen wir dazu, diese u.a. auf dessen vermutete unterschiedliche, uns unvertraute Sozialisationserfahrungen zurückzuführen. So ist es für unsere Arbeit als BeraterIn und TherapeutIn wichtig anzuerkennen, daß das Thema Fremdheit im Umgang mit Studierenden jeweils anderer Herkunft mitschwingt und daß wir mit Sensibilität und Achtung viel voneinander lernen können.

Nachfolgend geben wir einige Ergebnisse der beiden Befragungen wieder:

Befragung: (15 Studierende, davon 8 östlicher und 7 westlicher Herkunft)

6 Studierende (Ost) haben bevorzugt eine Ostberliner Beratungsstelle gewählt, 4 davon gaben an, daß sie nicht zu einer Beratungsstelle in Westberlin gegangen wären.

Für 13 Studierende ist beim Kennenlernen die Herkunft bedeutsam.

Die Herkunft des Therapeuten war zum Zeitpunkt des Erstkontaktes nur für 4 Studierende (Ost) wichtig.

7 Studierende (Ost) fühlen sich durch Vertrautheit/Verbundenheit zu Ostdeutschen hingezogen.

4 Studierende (West) fühlen sich von Ostdeutschen besser verstanden bzw. meinen, daß Ostdeutsche ein besseres Einfühlungsvermögen haben.

4 Studierende (Ost) fühlen sich allein aufgrund ihrer Herkunft gegenüber Westdeutschen minderwertig.

2 Studierende (West) fühlen sich wegen ihrer Herkunft von Ostdeutschen abgelehnt.

Befragung: (11 Studierende, davon 5 mit Ost- und 6 mit Westherkunft)

1. 8 Befragte gaben an, sich beim Kennenlernen mehr oder weniger vordergründig die Frage nach der Herkunft des Gegenübers zu stellen. Relevant fanden 10 Studierende das Thema, obwohl es zunehmend unerwähnt bleibt.
2. 4 Klienten östlicher Herkunft erwarteten mehr Vertrautheit, Verständnis und Nähe in einer Beratungsstelle im Osten. Die Umgebung sei heimlicher, östliche Berater wurden erwartet. Es sei so leichter, Ängste und Distanz zu überwinden.
3. 5 von 6 Studierenden westlicher Herkunft kamen auf Empfehlung von Freunden, hatten anfänglich versteckt Befürchtungen, auf viel Fremdheit zu stoßen, die sich aber bei den Erstkontakten auflösten. Dann sei ihnen die Beziehungsebene wesentlich erschienen. Eine Klientin (West) wählte die Beratungsstelle im Ostteil Berlins, weil sie meinte, der Osten würde besser zu ihrem geminderten Selbstwertgefühl passen als der „chice“, selbstbewußte „Westen“.
4. Die Herkunft des/der TherapeutIn registrierten 9 Befragte; für 3 Studierende östlicher Herkunft war es wichtig, auf einen ostdeutschen Berater zu treffen.
5. 3 Studierende westlicher Herkunft äußern ihre positiven Empfindungen für den Osten, sie finden Umgangsformen sympatischer, identifizieren sich mehr.
6. Befragte (West) meinen, es sei beim Kennenlernen anderer ein unausgesprochenes Wissen vorhanden, woher jemand kommt, es gäbe aber viel Scheu, das anzusprechen.

Einige interessante Antwort-Beispiele der befragten KlientInnen sollen die Ergebnisse illustrieren:

- (Ost): Ich wäre nicht von mir aus nach Westberlin gegangen, auch nie an eine West-Uni; da fehlt mir die Geborgenheit. Ich fühle mich von Ostdeutschen besser verstanden. Ich bleibe so weit wie möglich im Osten.
- (Ost): Die Wahl fiel auf die Beratungsstelle im Osten, um meiner alten Welt treu zu bleiben. Gewisse Vorurteile gegenüber dem Westen sitzen tief.
- (West): Weststudenten sind meist etwas dümmlich. Im Osten ist noch nicht alles so zubetoniert - auch nicht in den Köpfen.
- (Ost): Weststudenten sind ein bißchen anders - und wie, das ist für mich interessant. Meist sind sie nett. Woher einer kommt, ist für mich schon eine Frage.
- (West): Beim Kennenlernen interessiert es mich schon, woher einer kommt, es macht einen Unterschied: Oststudenten kümmern sich mehr um einen und sind gemeinschaftsfördernder.
- (West): Bei Oststudenten achte ich mehr darauf, was ich sage zum Thema Ost-West. Ost-Leute finde ich empfindlicher, aber auch herzlicher.
- (Ost): Die Westdeutschen sind mir ein bißchen fremd. Ich fühle mich immer ein bißchen unterlegen, obwohl ich schon gute Bekanntschaften gemacht habe.
- (West): Ost-West-Herkunft ist für mich kein Problem - ich habe keine Vorurteile.
- (Ost): Die Frage nach der Herkunft wird für mich zunehmend unwichtiger. Früher habe ich mich gegenüber den Westdeutschen viel mehr abgegrenzt.

- (Ost): Leider werde ich oft in meinen Vorurteilen gegenüber den Westdeutschen bestätigt.
- (West): Mit Ostdeutschen kann man besser reden, sie sind offener, aber sie haben auch gegenüber uns Vorbehalte, das macht es manchmal schwierig.
- (West): Früher gab es viele Diskussionen über Ost und West an unserem Institut. Aber das artete dann sehr aus. Bei mir ist dadurch Verunsicherung entstanden. Wenn ich frage, wie es im Osten war, könnte die Reaktion kommen: „Wir sind doch keine Affen im Zoo!"; wenn ich nicht frage, könnte über mich die Meinung gelten, ich bin ein arroganter Wessi. Ich bin sehr vorsichtig geworden.
- (West): Es ist ja ein beliebtes Spiel herauszukriegen, woher jemand kommt. Je schwieriger, umso spannender.
- (Ost): Bedenken hatte ich Ost- und Westtherapeuten gegenüber. Bei den Ostlern weiß man ja nicht, welche Alllasten sie mitbringen, bei einem Westler hätte ich die Befürchtung, mit den Sprüchen über diese „Ichbezogenheit“ nichts anfangen zu können.
- (Ost): Ich wäre nicht auf die Idee gekommen, in eine Westberatungsstelle zu gehen, weil ich mich hier heimischer und verwurzelt fühle, das brauchte ich in meiner Situation.
- (Ost): Ich wohne und studiere ja im Westen, lerne auch viele Westler kennen, aber meine Freunde sind aus dem Osten.
- (West): Im Osten gefällt mir die Einfachheit, manche Umgangsformen sind irgendwie liebenswürdig - altmodisch. Ich fühle mich da manchmal geborgener.
- (Ost): Ich war ja eine der ersten Ost-Studentinnen an der FU und komme schon ganz gut mit den Westlern klar. Manchmal geht es mir aber auf die Nerven, immer die gleichen Fragen und Klischees zu hören.
- (Ost): Es wird zwar nicht mehr gefragt, aber es ist klar, woher jemand kommt.

Arbeitsgruppe 11

Brigitte Lengert, Beatrix Gomm, Georg Classen, Beratung für behinderte Studierende der TU Berlin, des Studentenwerks Berlin und der FU Berlin

Umgang mit Verschiedenheit - am Beispiel Behinderung

Während einer Informationsveranstaltung von „Eltern für Integration“ in Berlin stehen Integrationsschüler, also Mädchen und Jungen, die nichtaussondernde Schulen besuchen, als „Experten“ Rede und Antwort. Befragt über seine Klasse antwortet ein 10-jähriger achselzuckend: "Was ist da groß zu sagen? Wir sind eine Klasse, Jungen und Mädchen, alle verschieden, eben ganz normal."

Für Kinder, die integrativ aufgewachsen sind, ist "Behinderung" nichts Besonderes. Für sie ist "Verschiedenheit" "normal". Erwachsene, denen dieses "normale" Erleben fehlt, tun sich da schwerer. "Wir müssen lernen, daß Behinderung nur als Verschiedenheit aufgefaßt wird, das ist das Ziel, um das es uns gehen muß. In der Wirklichkeit freilich ist Behinderung nach wie vor die Art von Verschiedenheit, die benachteiligt wird. Es ist eine schwere, aber notwendige, eine gemeinsame Aufgabe für uns alle, diese Benachteiligung zu überwinden... Was wir zu lernen haben, ist so schwer und doch so einfach

und klar: es ist normal, verschieden zu sein." (Weizsäcker 1993, zit. nach Johannes-Jürgen Meister, Studienbedingungen und Studienverhalten von Behinderten, München 1995)

Wie gehen Studienberaterinnen und -berater in ihrer alltäglichen Beratungspraxis mit Verschiedenheit um?

Für die Arbeitsgruppe fanden sich acht Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Der Vorstellungsrunde und dem Einführungsreferat von Georg Classen folgten Phantasie Reisen und Rollenspiele zu "klassischen" Beratungssituationen. Georg Classen referierte über die rechtliche Situation behinderter Studierender und über konkrete Unterstützungsmaßnahmen, die Beraterinnen und Berater Studieninteressierten mit Behinderungen anbieten können. (Informationen dazu in: "Behinderte Studieren", kostenlos erhältlich bei: Deutsches Studentenwerk e.V., Bonn, 1993, Tel. 0228/26906-62.) Bei den Phantasie Reisen und Rollenspielen sollten vorgestellte Situationen mit den Erfahrungen in den Rollenspielen kontrastiert werden. In diesem Bericht beschränken wir uns exemplarisch auf die Darstellung eines Schwerpunktes:

Was meinen Sie, welche Probleme blinde Studierende an der Uni haben?

In den Antworten wurden am häufigsten "Orientierungsschwierigkeiten" und das Problem, ständig auf die Unterstützung anderer angewiesen zu sein, benannt. "Literatur kann nicht gelesen werden, Bücher sind nicht in geeigneter Form vorhanden, nicht mal der Speiseplan in der Mensa kann gelesen werden." "Alles was auf nonverbaler Ebene stattfindet, ist zunächst nicht wahrzunehmen, die zunehmend auf relativ oberflächliche visuelle Eindrücke angelegte moderne Welt schränkt Blinde in ihrer Orientierung ein." Die Ergebnisse dieser Phantasie Reisen wurden ergänzt durch die Antworten des blinden Teilnehmers der AG:

"Wie kann ich mich orientieren? In dem Gelände stehen Fahrräder wild durcheinander. Täglich stehen mir andere Hindernisse im Weg. Wo finde ich einen freien Platz im Hörsaal? Literatur gibt es nicht umgesetzt, wie soll ich Literatur für mein Thema recherchieren? Von der Erklärung auf Folien, Overheadprojektoren, Tafelbildern, Bildern, Dias, Karten bekomme ich nichts mit. Ich brauche mündliche Erklärungen. Ich brauche nach Möglichkeit auch mündliche Prüfungen."

Welche Probleme haben Sie, wenn Sie jemanden beraten, der Sie nicht sehen kann?

"Ich bin unsicher, ob ich meine Hilfe beim Führen anbieten soll oder nicht. Ob ich fragen soll: Finden Sie den Weg allein oder soll ich Sie hinbringen? Ich stelle fest, daß ich meine Mimik und Gestik kontrolliere, daß sie mir bewußt wird im Bewußtsein der Tatsache, daß mich mein Gegenüber nicht sehen kann."

"Ich habe keinerlei Materialien zum Studium allgemein in Blindenschrift und muß folglich alles mündlich erklären; das bedeutet, daß ich mich sachlich besser vorbereiten muß als im Gespräch mit Sehenden. Zuwendungen meinerseits sollen rüberkommen. Wie soll ich einen Platz anbieten? Auf Gesten verzichten, mehr Verbalisieren, mehr Nachfragen."

"Die fehlende Kontaktaufnahme über die Augen verunsichert mich"

"Normalerweise sage ich: "Bitte nehmen Sie doch Platz."
Wie biete ich Blinden einen Platz an? Soll ich Hilfestellung leisten oder nicht?"
"Ich lasse das Visualisieren und versuche, im Gespräch die spezifischen Bedürfnisse zu ergründen. Mein Problem könnte sein, daß ich zu viel helfen will."

Der Phantasie darüber, welche Probleme blinde Studierende an der Uni und Beraterinnen in der Beratungssituation haben könnten, folgte ein Rollenspiel:

Eine blinde Studieninteressentin kommt in Begleitung ihrer Mutter, die sie geführt hat, in die Studienberatung. Sie möchte Psychologie oder Biologie studieren. Nach dem Rollenspiel schildern Mitspieler, Zuschauer und -hörer ihre Eindrücke:

Die blinde Studienbewerberin (sie trug während des Rollenspiels eine blickdichte Brille des Blindenvereins) erzählt, sie habe sich sicher und selbstbewußt in der Situation gefühlt, allerdings auch deshalb, weil ihre Mutter bei ihr gewesen sei, die sie durch den Raum geführt habe, den sie nicht sehen konnte. Mit der Beratung war sie zufrieden. Sie empfand die Stimme der Beraterin und die Art und Weise der ersten Kontaktaufnahme als sympathisch und habe darum den Mut gefunden, von ihrem eigentlichen Studienwunsch, Biologie, zu reden, den ihre Eltern nicht befürworteten. Die Beraterin habe ihr Mut gemacht, ihren Wunsch ernst zu nehmen, sie habe ihr angeboten, sich zu erkundigen, unter welchen Bedingungen dieser Wunsch realisiert werden könnte, und ein zweites Gespräch sei verabredet worden. Dieses sollte zusammen mit der Studienberaterin in der Beratungsstelle für behinderte Studierende des Studentenwerks stattfinden, wo die Ratsuchende fachlich kompetente Unterstützung erhalten würde.

Die Mutter erzählte, sie habe sich in dem Beratungsgespräch bewußt zurückgehalten, um nicht als „Übermutter“ das Gespräch zu stören. Sie habe es als positiv empfunden, daß die Beraterin ihre Tochter direkt angeschaut habe und nicht mit ihr, der Mutter, Blickkontakt gehabt habe oder im Raum umher geblickt habe.

Bei dem Vorwurf der Tochter, die Eltern würden versuchen, ihr Biologie auszureden, habe sie allerdings mit beschwichtigenden Gesten in Richtung Beraterin reagiert. Damit habe sie versucht, den Vorwurf der Tochter abzuschwächen. Da diese ihre Geste ja nicht sehen konnte, wäre es sicherlich besser gewesen, sie hätte was dazu gesagt.

Die Beraterin erklärte, sie habe sich stark kontrolliert, um in der Beratungssituation alles richtig zu machen. Als ihre Kontrolle nachließ, in der Verabschiedungsszene, sei ihr dann jedoch noch ein Fauxpas unterlaufen. Sie wußte nicht genau, ob sie die Hand der Ratsuchenden zur Verabschiedung berühren sollte und sagte: „Normalerweise würde ich ja jetzt die Hand geben...“.

Insgesamt war die Bereitschaft der TeilnehmerInnen erfreulich groß, sich auf die Rollenspiele einzulassen, Unsicherheiten zuzugeben und auch die mitgebrachten "Behinderungsarten" wie Blindenbrillen und Rollstühle auszuprobieren.

In der Diskussion wurde deutlich, daß es keine Patentrezepte gibt, da Studierende mit Behinderungen aufgrund unterschiedlicher Vorerfahrungen auch verschieden auf Verhalten reagieren, wie nichtbehinderte Studierende es eben auch tun. Der Eine empfindet einen fürsorglichen Umgang als diskriminierend und behindertenfeindlich, während andere dies möglicherweise gerade gut finden.

Leider blieb nicht genug Zeit, um alle Rollenspiele, die wir uns vorgenommen hatten, durchzuführen, da das Bedürfnis nach Diskussion und Erfahrungsaustausch sehr groß war. Eine Fortsetzung des Themas ist daher geplant.

Solidarität statt Schlußwort:

Von den anstehenden Sparmaßnahmen sind Menschen mit Behinderungen existentiell betroffen. Angesichts leerer Kassen ist zu befürchten, daß in Zukunft die für ein Studium erforderlichen Eingliederungshilfen, technischen Geräte, Studienhelfer noch zögerlicher als bisher bewilligt werden. Viele Studierende mit Behinderung sind auf Unterstützung angewiesen. Je härter die Zeiten, desto wichtiger wird fachlich: gute Beratung und Austausch zwischen den verschiedenen Beratungsstellen, zwischen Studienberatung, psychologischer Beratung und der Beratung für behinderte und chronisch kranke Studierende.

„Solidarität“ forderte der blinde Teilnehmer unserer Runde. Auch wenn dieses lange nicht mehr benutzte Wort angestaubt und altmodisch neben "Wettbewerb, Leistungsanreiz, Management, Profilierung und Effizienz" steht: Wir können uns dieser Forderung nur anschließen.

Arbeitsgruppe 12

Wolfgang Neumann, Zentrale Studentenberatung Universität Bielefeld
„Spurensuche“ oder „Von wann bis wann war eigentlich der Zweite Weltkrieg?“
(Das „Dritte Reich“ als spezieller Fokus in der Studentenberatung)

Der Referent stellte in einem umfangreichen Vortrag erste Ergebnisse der thematischen Einbeziehung des „Dritten Reichs“ in die psychologische StudentInnenberatung vor. Ausgehend von der These, daß alles, worüber - in familiären Kontexten - nicht gesprochen wurde und wird, völlig unverarbeitet ist und bewußt oder unbewußt auf dem Wege familiärer Tradierungen fortwirkt, wurde mit „Spurensuche“ ein methodenvariables mehrgeneratives und personenzentriertes Vorgehen demonstriert, bei dem sich Klienten der zweiten und dritten Generation der eigenen familiären NS-Geschichte zuwenden, um ihren familiären Anteil angemessen zu bearbeiten.

Vorgehen, Ziele und Effekte der „Spurensuche“ wurden anhand von Fallbeispielen illustriert. Die AG arbeitete sehr engagiert an dem Thema. Es wurden Erfahrungen der TeilnehmerInnen mit einbezogen, und auch nach der Tagung werden Impulse weiterverfolgt.

Anhang

Tagungsprogramm

Hochschule in der StrukturKRISE GEFAHR und CHANCE für die Beratung

Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft der Studien-, Studentinnen- und Studenten-
beratung in der Bundesrepublik Deutschland (ARGE)

vom: 26. Februar - 1. März 1997

Ort: Technische Universität Berlin,
Straße des 17. Juni 135, 10623 Berlin

Veranstalter: Allgemeine Studienberatung der Technischen Universität
Berlin und Psychologisch-psychotherapeutische Beratungs-
stelle des Studentenwerks Berlin

Programm

Mittwoch, den 26. Februar 1997:

ab 15 Uhr Eröffnung des Tagungsbüros
Ort: Hauptgebäude der TU Berlin, Raum H 70
Straße des 17. Juni 135, 10623 Berlin

16.00 - 17.30 Uhr Treffen der Arbeitskreise

18.00 - 19.15 Uhr Eröffnung der Tagung:

Frau Rosita Lohman
Leiterin der Abteilung Beratungs- und Betreuungsdienste
des Studentenwerks Berlin

Professor Dr. Ulrich Steinmüller
1. Vizepräsident der Technischen Universität Berlin

Professor Dr. Hans Meyer
Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin

Professor Dr. Klaus Dietz
1. Vizepräsident der Freien Universität Berlin

Hans Jürgen Fink
Geschäftsführer des Studentenwerks Berlin

anschließend

Empfang

Ort: Lichthof im Hauptgebäude der TU Berlin
Straße des 17. Juni 135, 10623 Berlin

danach
Treffen im Café Campus

Donnerstag, den 27. Februar 1997

Ort: Mathematikgebäude der TU Berlin
Straße des 17. Juni 136, 10623 Berlin
Tagungsbüro und Pausenraum: Raum MA 304

Hörsaal MA 005

8.30 - 9.00 Uhr Einstimmung in den Tag mit Dr. Thomas Busch (PBS Berlin)

9.00 - 9.10 Uhr Begrüßung
Marion Klippel
Allgemeine Studienberatung der Technischen Universität
Berlin

9.10 - 9.30 Uhr Fachvorträge
Edward J. Danis
Associate Director, Division of Undergraduate Studies,
Pennsylvania State University
Studienberatung in den USA - Was können wir voneinander
lernen?

9.30 - 9.50 Uhr Josef Bernd Gutmann
Psychoanalytiker
Wieviel Spiel-Raum braucht die Beratung?

10.00 - 10.30 Uhr Vorstellung der Arbeitsgruppen

10.30 - 11.00 Uhr	Pause
11.00 - 12.30 Uhr	Arbeitsgruppen
12.30 - 14.00 Uhr	Mittagspause
14.00 - 17.00 Uhr	Arbeitsgruppen
ab 20.00 Uhr	ARGE-Fest in der TU-Mensa, Hardenbergstraße 34, 10623 Berlin

Freitag, den 28. Februar 1997

Ort: Mathematikgebäude der TU Berlin
 Straße des 17. Juni 136, 10623 Berlin
 Tagungsbüro und Pausenraum: Raum MA 304

Hörsaal MA 005

8.30 - 9.00 Uhr	Einstimmung in den Tag mit Dr. Thomas Busch (PBS Berlin)
9.15 - 12.30 Uhr	Arbeitsgruppen
12.30 - 14.00 Uhr	Mittagspause
14.00 - 16.00 Uhr	Podiumsdiskussion zu den Ergebnissen der Tagung
ab 16.00	Rahmenprogramm - Zusammenwuchern und Zusammenwachsen. Stadtplanung auf dem ehemaligen Grenzstreifen (Rundgang) - Immer den Mauern entlang - Eine alternative Stadtrundfahrt mit S- und U-Bahn
19.30 Uhr	Kneipentreff

Sonnabend, den 1. März 1997

Hörsaal MA 005

8.30 - 9.00 Uhr	Einstimmung in den Tag mit Dr. Thomas Busch (PBS Berlin)
9.15 - 12.00 Uhr	ARGE-Plenum

TeilnehmerInnen und Teilnehmer an der Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft der Studen-, StudentInnen- und Studentenberatung in der Bundesrepublik Deutschland (ArGe) vom 26.2. - 1.3.1997 in Berlin

Jürgen **Albrecht** Universität Hamburg, Zentrum für Studienberatung und Psychologische Beratung

Anneliese **App** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle

Rosemarie **Baumgart-Herrmann** Universität Lüneburg, Zentrale Studienberatung
 Dr. Martina **Baur** Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Zentrale Studienberatung

Rita **Becker** Katholische Fachhochschule NW

Dr. Sabina **Bleber** Universität Potsdam, Zentrale Studienberatung

Dr. Benita **Bischoff** Humboldt-Universität Berlin, Zentrale Studienberatung

Marlies **Blersch** Studentenwerk Berlin, Behindertenberatung

Jan **Bock** Universität Münster, Zentrale Studienberatung

Reinhard **Böhm** TU Braunschweig, Zentrale Studienberatung

Borsch-Blohm Studentenwerk Bremen, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle

Ludger **Büter** Köln, Psychosoziale Beratungsdienste

Heidi **Blotenberg** Universität Köln, Zentrale Studienberatung

Henry **Burchardt** Universität Osnabrück

Dr. Carmen **Burian** Universität Bielefeld, Zentrale Studienberatung

Dr. Thomas **Busch** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle

Irene **Butry** Aachen, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle

Dr. Reinhard **Caspar** Landesinstitut für Erziehung und Unterricht Stuttgart

Susanne **Daude** Universität Gesamthochschule Paderborn

Günter **Decker** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle

Hildegard **Dietrich** Studentenwerk Mainz, Sozialberatungsstelle

Renate **Dumschat** Studentenwerk Kassel, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle

Ingrid **Eismann** Bauhaus-Universität Weimar

Peter **Ehrmann** Universität Dortmund, Zentrale Studienberatung

Ingrid **Eschke-Schnell** Friedrich-Schiller-Universität Jena, Zentrale Studienberatung
Cornelle **von Essen** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Ulrich **von Felbert** Universität -Gesamthochschule Siegen, Zentrale Studienberatung
Konrad **Fleckenstein** Fachhochschule Fulda, Zentrale Studienberatung
Reinhard **Franke** Freie Universität Berlin, ZE Studienberatung und Psychologische
Beratung
Dr. Waltraud **Freese** Universität Hannover, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Dr. Jürgen **Fuchs** TU Cottbus, Zentrale Studienberatung
Dieter **Gärtner** Kunsthochschule Berlin-Weißensee
Adelheid **Gernhardt** Studentenwerk Weimar
Swantje **Gertner** Universität Hannover, Zentrale Studienberatung
Astrid **Gieseler** TU Hamburg-Harburg
Chr. **Goebels-Lofink** Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Beratungsstelle für
studentische Lebensfragen
Dr. Maria **Göritzer-Schwalghofer** Wien, Psychologische Studentenberatung
Beatrix **Gomm** Studentenwerk Berlin
Monika **Grabowski** Koordinierungsstelle für die Studienberatung in Niedersachsen,
Hannover
Herta **Grill** Akademie der Bildenden Künste München
Barbara **Günther-Burghardt** FH Ostfriesland, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Ulrike **Haeßner le Plat** Technische Fachhochschule Berlin, Zentrale Studienberatung
Ingrid **Hahn-Eisenhardt** Fachhochschule Augsburg
Roland **Hahne** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Ellengard **Hattwich** Hochschule für Musik Berlin
Kornelia **Haugg** Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und
Technologie
Peter **Hauswaldt** Universität Marburg, Zentrale Studienberatung
Franz R. **Helder** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle

Ingrid **Helmbach** Universität -Gesamthochschule Siegen, Zentrale Studienberatung
Ulrike **Helbig** Universität Hamburg, Zentrale Studienberatung
Ernst-H. **Hethey** Bildungswissenschaftliche Hochschule Flensburg Universität
Thomas **Hilge** Studentenwerk Magdeburg
Dr. Gerhard **Höher** Hildesheim, Zentrale Studienberatung
Gerd **Höhler** FU Berlin, Zentraleinrichtung Studienberatung und Psychologische
Beratung
Heidi **Hohmann** Studentenwerk Clausthal-Zellerfeld, Soziale Studentenberatung
Gabriele **Ippoliti** Studentenwerk Kassel, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Brigitte **Ise** Universität Karlsruhe, zib
Petra **Jauh** Fachhochschule Jena, Zentrale Studienberatung
Jutta **Johmann** Universität Hannover, Zentrale Studienberatung
Dr. Gerhard **Jürgens** Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Zentrale Studienbera-
tung
Michael **Jung** Koordinierungsstelle für die Studienberatung in Niedersachsen, Hanno-
ver
Dr. Petra **Kabisch** Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
Hans-Peter **Kipp** Kunstakademie Münster
Marianne **Klaassen** Universität Bremen, Zentrale Studienberatung
Elbjörg **Kleiner** Arbeitsamt I Berlin
Dr. Helge **Knigge-Ilner** FU Berlin, Zentraleinrichtung Studienberatung und
Psychologische Beratung
Uli **Knoth** FH Darmstadt
Wolfgang **Kraus** Studentenwerk Darmstadt, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Helene **Krause** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Herrmann **Kriegeskorte** Fern-Universität Hagen
Klaus **Krzyszycha** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische
Beratungsstelle
Maria **Kübel** Aachen, Psychologisch-Psychotherapeutische-Beratungsstelle
Ludger **Lampen** Ruhr-Universität Bochum, Studienbüro

Dr. Kurt **Lehnstaedt** LMU München, Zentrale Studienberatung
Ulrike **Leonhardt** Bergische Universität Gesamthochschule Wuppertal, Zentrale Studienberatung
Gabriele **Lepper** Studentenwerk Braunschweig, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Wolfgang **Loggen** RTWH Aachen, Zentrale Studienberatung
Rosita **Lohmann** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Sch. **Lüderitz Bach**, Studentenwerk Darmstadt, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Dr. Birte **Männel** Humboldt-Universität Berlin, Zentrale Studienberatung
Helmut **Mehnert** TU Berlin, Studienbüro FB 02
Dr. Ina **Melnert** TU Chemnitz-Zwickau, Zentrale Studienberatung
Dr. Johannes-Jürgen **Melster** Institut für Hochschulforschung München
Hubert **Melcher** Fachhochschule Frankfurt/M
Jürgen **Messer** Studentenwerk Mannheim, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Marion **Mitschack** HTWK Leipzig
Sieglinde **Migdalek** Arbeitsamt VI Berlin
Ulrich **Moldenhauer** Universität des Saarlandes, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Dr. Friedrich-Wilhelm **Mollenhauer** Fachhochschule Gießen-Friedberg, Zentrale Studienberatung
Sabine **Morian** Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege Berlin
Claudia **Müller** Universität Hamburg, Praktikantin
Dr. Reiner **Mund**, TU Ilmenau, Zentrale Studienberatung
Ulla **Neumann** Fachhochschule Harz, Wernigerode
Wolfgang **Neumann** Universität Bielefeld, Zentrale Studienberatung
Barbara **Nickels** Universität Lüneburg, Zentrale Studienberatung
Anne-Katrin **Nörenberg**, Universität Rostock, Zentrale Studienberatung
Marita **Nusko** Studentenwerk Erlangen-Nürnberg, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle

Johannes **Nyc** Freie Universität Berlin, ZE Studienberatung und Psychologische Beratung
Sigi **Oesterreich** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Dorothea **Ohle** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Eva-Maria **Orgel** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Dr. Monika **Otto** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische Beratungsstelle
Ulli **Pahlke** Studentenwerk Clausthal-Zellerfeld, Soziale Studienberatung
Dr. Reinhold **Palussek** Studentenwerk Halle, Psychologische Beratung
Irene **Peter** TU Ilmenau, Zentrale Studienberatung
Susanne **Pertermann** Justus-Liebig-Universität Gießen, Zentrale Studienberatung
Carmen **Polaczek** Fachhochschule Wiesbaden
Stefan **Prange** Justus-Liebig-Universität Gießen, Zentrale Studienberatung
Doris **Quabis** Fachhochschule Anhalt, Zentrale Studienberatung
Erika **Radtke** Aachen, Zentrale Studienberatung
Andreas **Raulfs** Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, Zentrale Studienberatung
Henning **Reetz** Hochschule Vechta, Zentrale Studienberatung
Herbert **Reiss** Universität Hannover, Zentrale Studienberatung
Kerstin **Richter** Europa-Universität Viadrina, Zentrale Studienberatung
Irmgard **Rieder** Universität Hohenheim
Günther **Rietbrock** Ruhr-Universität Bochum, Studienbüro
Ilona **Rodowski** ehem. Hochschule der Künste Berlin, Zentrale Studienberatung
Klara **Roeske** Studentenwerk Bremen
Dr. Gerhard **Rott** Bergische Universität GH Wuppertal, Zentrale Studienberatung
Hans-Werner **Rückert** Freie Universität Berlin, ZE Studienberatung und Psychologische Beratung
Katharina **von Saucken-Griebel** Studentenwerk Augsburg
Evelyn **Sauerbaum** Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Zentrale Studienberatung

Achim **Schattmann** Studentenwerk Braunschweig, Außenstelle Hildesheim
 Gundolf **Schewelling** Universität Osnabrück, Zentrale Studienberatung
 Ute **Schmidt** Hochschule für Musik "Hanns Eisler" Berlin
 Eckart **Schmidt-Kievenow** Universität Hamburg, Zentrum für Studienberatung
 Andrea **Schneider** Universität Potsdam, Zentrale Studienberatung
 Frank **Schneider** Humboldt-Universität Berlin, Zentrale Studienberatung
 Marita **Schneider** Fachhochschule Frankfurt/Main
 Karen **Schober** Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg
 Marion **Schomburg** Gesamthochschule Kassel
 Peter **Schott-Milde** Universität Münster, Zentrale Studienberatung
 Rosemarie **Schreiber** Kunsthochschule Berlin-Weißensee
 Wilfried **Schumann** Studentenwerk Oldenburg, Psychologische Beratung
 Renate **Schwan** Universität Münster, Zentrale Studienberatung
 Katarina **Schwarz** TU Dresden, Zentrale Studienberatung
 Katrin **Staupe** Universität Trier
 Evelin **Strauß** Studentenwerk Potsdam
 Renate **Stromberg-Weldlich** Universität Dortmund, Zentrale Studienberatung
 Sabine **Tausch** Hochschule der Künste Berlin, Zentrale Studienberatung
 Maria **Tautz** Evangelische Fachhochschule Berlin
 Heike **Tendler** Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
 Hans-Joachim **Tiefensee** Universität Bremen, Zentrale Studienberatung
 Gudrun **Walter** PH Erfurt, Zentrale Studienberatung
 Holger **Walther** Humboldt-Universität Berlin, Psychologische Beratung
 Renate **Wandt** Studentenwerk Berlin, Psychologisch-Psychotherapeutische
 Beratungsstelle
 Andrea **Weghaupt** Wien, Psychologische Studentenberatung
 Bärbel **Wiesner** Westsächsische Hochschule Zwickau
 Iris **Winzrieth** Universität Karlsruhe, zib
 Christine **Witte** Berlin, Arbeitsamt III
 Walburga **Wolters** Universität Köln Zentrale Studienberatung
 Gerhard **Zacharias** Universität Bremen
 Jana **Zell** Studentenwerk Jena, Psychosoziale Beratungsstelle
 Bruno **Zimmermann** Universität Freiburg, Zentrale Studienberatung

**Die Herbsttagung der ARGE
 findet
 vom 17. bis 20. September 1997
 in Oldenburg
 statt.**

Die **Zentrale Beratungsstelle Oldenburg (ZSB/PSB)** richtet die Herbsttagung 1997 aus. Wir wollen mit dieser Vorankündigung auf der Berliner Tagung unsere thematischen und organisatorischen Überlegungen vorstellen. Es wäre schön, wenn auf dem ARGE-Plenum unser Konzept erörtert werden könnte. Vorschläge, Anregungen und vor allem eigene Beitragsankündigungen sind erwünscht. Aus unserem Team sind **Heike Tendler** und **Wilfried Schumann** in Berlin; vielleicht ergibt sich auch mit diesen beiden eine Möglichkeit, unseren Entwurf zu besprechen.

Das Motto der Tagung soll sein:

**Offen für das Neue - sich selbst nicht verlieren.
 Statuspassagen und Anpassungsprozesse**

Statuspassage: ist in subjektiver (Selbstverständnis) und objektiver Hinsicht (eine neue Kernrolle) ein Übergang, eine Zeit der Neuorientierung und als Begegnung mit einer neuen Aufgabe in einem neuen sozialen Feld immer eine Herausforderung und eine Bewährungsprobe. Gelingen oder Scheitern hängen davon ab, wie unsere Voraussetzungen sind und wie das Neue uns empfängt. Wir müssen uns anpassen, aber den Bezug zu dem Wesentlichen unserer Identität nicht verlieren. Nur so kann eine Statuspassage zu einer wirklichen personalen Entwicklung führen. Dabei sind auch die gesellschaftlichen Formen und die symbolischen Ordnungen der Passagen von großer Bedeutung; bei entsprechender Qualität unterstützen sie gegen die Ängste des Übergangs.

Wir konzentrieren die Arbeit der Tagung auf vier bedeutsame studienbiographische Übergänge:

- zwischen Schule bzw. Zweitem Bildungsweg und Studienbeginn,
- zwischen Grund- und Hauptstudium,
- zwischen Prüfungsphase, Examen und Berufstätigkeit bzw. Arbeitslosigkeit und schließlich
- zwischen Studienabbruch und Berufstätigkeit bzw. Arbeitslosigkeit.

Bei diesen Übergängen entstehen Lebensformenwechsel. Die Routinen des alten Feldes gelten nicht mehr, oder nur noch bedingt. Heute sind verstärkt Mischformen zu finden, bei denen die neue Identität nicht zur vollständigen Verabschiedung vorausgegangener Rollen (z. B. vom Studium zum Beruf) führt. Dies berührt auch die rituellen Formen des Übergangs, die ja heute zum Teil mühsam wiederentdeckt werden sollen, weil man spürt, daß das echolose Hineintropfen in eine andere persönliche und soziale Welt einen Mangel an Bewältigungsmustern offenbart.

Unsere Beratungsstelle arbeitet seit längerem mit einem studentischen Projekt über diese Fragen zusammen, und wir werden von dieser Arbeit berichten. Wir glauben, daß eine durch den Begriff „Statuspassage“ geleitete Aufmerksamkeit für biographische und soziale Übergangs- und

Entwicklungsprobleme unsere Beratungsarbeit mit Studierenden und unsere institutionenberaterischen Initiativen (z. B. Verbesserung der Eingangsphase, Modelltutorien, Multiplikatoren-schulung, Studienausgangsberatung) im Feld Hochschule befruchten kann.

Im Vorfeld der Tagung bitten wir unsere Kolleginnen und Kollegen: ihre Erfahrungen aus Beratungen mit Übergangsproblemen für sich gleichsam Revue passieren zu lassen, vielleicht Problemmuster zu entdecken, vor allem aber auch realisierte oder erst konzipierte Projekte zur Erleichterung von Statuspassagen in ihrem Arbeitsfeld zu sammeln und entsprechende themen-zentrierte Workshops oder auch nur Kurzbeiträge für Arbeitsgruppen anderer anzubieten.

Diese Tagung will in ihrem Kernbereich die begriffliche und erfahrungsbezogene Vernetzung unseres Wissens, unserer Praxis, unserer Projektideen bis hin zu weitreichenden Phantasien bewirken; sie soll eine Vielfalt von Beitragsformen ermöglichen (Gruppenarbeit, Kurzvorträge, Ideenbörsen, Poster, auch Beiträge von Studierenden usw.).

Der traditionelle **Hauptvortrag** soll diesmal um die Möglichkeit einer eingehenden **Diskussion** ergänzt werden. Er soll das Kernthema in einen größeren gesellschaftlichen Kontext stellen und Fragen der gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklungstendenzen kritisch erörtern. Auch Institutionen müssen sich an veränderte Rahmenbedingungen anpassen und machen insofern ebenfalls Statuspassagen durch: Studienberatungsstellen, Hochschulen, Bildungs-, Beschäftigungs- und Sozialsysteme müssen sich unter den Bedingungen einer entnationalisier-ten, globalisierten Weltmarktökonomie bewähren. Gibt es Chancen, dem „Überanpassungs-Darwinismus“ und dem „Nach-mir-die-Sintflut-Den-ken“ ein realistisches Projekt der Balance von Konkurrenz und Kooperation entgegenzustellen?

Neben den hier vorgeschlagenen und erbetenen Beiträgen zum Hauptthema der Tagung sind selbstverständlich die **Weiterführung früherer Arbeitsgruppenthemen, ad hoc-Gruppen zu neuen Themen** und überhaupt jegliche gewünschte Arbeitsthematik und -form möglich und willkommen!

Ansprechpartner:

Zentrale Beratungsstelle
Carl von Ossietzky Universität - Postfach 2513 - 26111 Oldenburg
Gerd Lotze (ZSB) 0441/798-4403 und Wilfried Schumann (PSB) 0441/798-4400
FAX: 0441-798-3722